

BEN HORN  
DER  
SCHLÜSSEL



KURZGESCHICHTE

## Prolog: Dunkelheit

Ich erwache in absoluter Finsternis. Mein erster Gedanke: Ich bin tot. Mein Herz hämmert, mein Atem geht stoßweise. Die Luft ist stickig, feucht – durchzogen von Erde und einem süßlich-fauligen Geruch. Ein kalter Schauer läuft mir den Rücken hinab.

Meine Hände tasten ins Leere, stoßen gegen raue Oberflächen. Holz. Kaltes, feuchtes Holz.

Ich greife nach oben – Metall. Kalt, glatt, abweisend. Ich presse die Handflächen dagegen. Sie zittern.

Dann beginne ich zu schlagen. Erst zögerlich, dann mit aller Kraft. Kein Echo. Kein Widerhall. Nur dumpfes Schweigen.

Die Panik schießt in mir hoch, überwältigend, lähmend. Ich schreie. Vergeblich. Meine Stimme erstickt im Nichts.

Ich trete gegen die Seitenwände. Holz splittert. Doch es bringt nichts – ich bin gefangen.

Ich versuche mich zu sammeln. Zähle meine Atemzüge. Eins. Zwei. Drei. Doch jeder Versuch, mich zu beruhigen, scheitert an der nackten Angst, die sich wie eine Faust um mein Herz legt.

Langsam gleitet meine Hand an der Wand entlang. Ich ertaste feine Ritzen, Schrauben. Ein Gitter?

Meine Finger gleiten weiter. Da – etwas wie ein Riegel. Ich ziehe daran. Nichts. Festgerostet. Oder abgeschlossen.

Ich spüre Tränen in meinen Augen. Nicht vor Schmerz – vor der absoluten Ohnmacht.

Ich bin lebendig. Und ich bin eingesperrt.

Dann, inmitten der Stille – eine Stimme. Keine echte, eher ein Flüstern, das sich in meinen Gedanken einnistet.

„Du hast etwas gefunden, was du nicht hättest finden sollen.“

Die Dunkelheit wird plötzlich noch schwerer.

Und ich begreife: Das hier ist erst der Anfang.

## **Kapitel 1: Der Elternabend**

Zwei Wochen zuvor. Ein milder Aprilabend, die Straßenlaternen werfen lange Schatten auf das Kopfsteinpflaster. Der Wind trägt das entfernte Lachen von Kindern mit sich, als ich mich mit Sarah vor der Zeebra-Grundschule in Brieselang treffe.

Wir streiten. Mal wieder. Diesmal geht es um Jonathan und seine weiterführende Schule.

"Jonathan braucht Struktur", sagt Sarah mit dieser überlegenen Stimme, die mich wahnsinnig macht. "Nicht irgendein alternatives Konzept, sondern Disziplin."

Ich seufze, reibe mir die Schläfen. "Und ich denke, dass eine starre Struktur ihn erdrücken wird. Er ist kreativ, er braucht Freiraum."

Sarah verdreht die Augen. "Sebastian sieht das übrigens genauso wie ich."

Der Name trifft mich wie ein Schlag. Sebastian. Ihr neuer Freund. Ich presse die Lippen zusammen, sage nichts weiter. Stattdessen betreten wir das Schulgebäude.

Der Flur ist in ein unnatürlich gelbliches Licht getaucht, die Neonröhren flackern gelegentlich. Es riecht nach alten Schulbüchern, Linoleum und etwas leicht Modrigem. Ein leises Summen liegt in der Luft, kaum wahrnehmbar, aber es lässt die Härchen auf meinen Armen aufstehen.

Die großen Uhren an der Wand zeigen falsche Zeiten an. Eine tickt rückwärts. Ein anderer Zeiger zuckt unkontrolliert hin und her.

Die Tür zum Klassenzimmer der 5c steht offen, gedämpfte Gespräche dringen nach draußen. Als wir eintreten, verstummen einige Stimmen kurz, setzen dann aber hastig wieder ein. Ich erkenne einige Eltern, nicke ihnen zu. Sarah setzt sich mit geradem Rücken auf einen der kleinen Schulstühle. Ich lasse mich neben sie sinken, mein Blick wandert durch den Raum.

Dann betritt Patricia Oppendorf das Zimmer. Sie ist eine schlanke Frau in ihren Vierzigern mit scharfen Gesichtszügen und einem zu freundlichen Lächeln. Ihre Augen jedoch – sie bleiben seltsam ausdruckslos, als sie sich vorstellt.

"Guten Abend, meine Damen und Herren. Mein Name ist Patricia Oppendorf. Ich bin die neue Klassenlehrerin Ihrer Kinder." Sie spricht ruhig, aber bestimmt, doch ich kann nicht anders, als das unmerkliche Zittern in ihrer Stimme wahrzunehmen.

Von Jana Ulmen, der vorherigen Lehrerin, kein Wort.

Einige Eltern tauschen Blicke aus, ich spüre die unterschwellige Anspannung im Raum. Schließlich meldet sich eine Frau in der ersten Reihe, Frau Weber, die Mutter von Jonathans bestem Freund.

"Frau Oppendorf, was genau ist mit Frau Ulmen passiert? Sie war eine geschätzte Lehrerin, und plötzlich – einfach weg? Ohne Abschied, ohne Erklärung?"

Patricia Oppendorf hält kurz inne. Ihr Lächeln bleibt, doch es wirkt nun seltsam erstarrt, als wäre es nur eine Maske. Ihre Augen huschen zur Tür, nicht nur flüchtig, sondern fast erwartungsvoll, als rechnete sie jeden Moment mit einer Störung. Für den Bruchteil einer Sekunde scheint sich ihr gesamter Körper anzuspannen, ihre Finger klammern

sich fester an die Tischkante. Dann, mit einem kaum wahrnehmbaren Atemzug, setzt sie ihr gesprochenes Wort fort – doch das Unbehagen, das sie ausstrahlt, bleibt im Raum hängen wie ein kaum hörbares Echo.

"Frau Ulmen hat sich kurzfristig entschlossen, die Schule zu verlassen. Persönliche Gründe. Mehr kann ich dazu nicht sagen."

Ein Raunen geht durch die Reihen. Persönliche Gründe? Einfach so? Ohne Ankündigung?

Herr Behrens, ein Vater mit markantem Schnurrbart, verschränkt die Arme vor der Brust. "Das klingt... seltsam. Hat die Schulleitung denn keine Stellungnahme dazu abgegeben?"

"Ich versichere Ihnen, dass alles seine Ordnung hat", sagt Patricia mit einem beruhigenden Tonfall, doch irgendetwas daran wirkt aufgesetzt. "Aber lassen Sie uns nun über den Unterricht sprechen. Ich freue mich darauf, Ihre Kinder zu begleiten und zu fördern."

Die Unruhe bleibt. Ich kann sie in den angespannten Schultern der Eltern sehen, in den skeptischen Blicken, im nervösen Fingerklopfen auf den harten Holzflächen der Schultische. Einige Mütter flüstern miteinander, während andere mit gerunzelter Stirn auf Patricia Oppendorf blicken, als könnten sie die Wahrheit aus ihr herauspressen. Herr Behrens zieht immer wieder sein Handy aus der Tasche, tippt darauf herum, als suche er nach Antworten, die ihm nicht gegeben wurden.

Patricia Oppendorf setzt ihr freundliches Lächeln auf und klappt einen Ordner auf. "Kommen wir nun zu den organisatorischen Punkten", sagt sie mit gezwungener Leichtigkeit. Sie spricht über die Unterrichtsinhalte, über geplante Exkursionen, über die neuen Maßnahmen zur Förderung der Schüler. Ihre Stimme bleibt ruhig, ihr Blick kontrolliert, doch jedes Mal, wenn das Thema von Frau Ulmen

aufkommt, umspielt ein unmerkliches Zucken ihre Lippen. Sie weicht Fragen aus, hält sich an vage Formulierungen. "Die Schulleitung hat entschieden...", "Das Kollegium wird gemeinsam...", "Wir bitten um Ihr Verständnis..." – Floskeln, die niemanden wirklich beruhigen.

Ein Mann in der letzten Reihe, dessen Name mir gerade nicht einfällt, lehnt sich vor. "Und was ist mit den Gerüchten, dass Frau Ulmen nicht einfach so gegangen ist? Dass etwas passiert sein soll?"

Ein spürbares Frösteln geht durch den Raum. Patricia Oppendorf legt die Hände langsam auf den Tisch, ihre Fingerkuppen pressen gegen das Holz. "Gerüchte sind ein gefährliches Ding", sagt sie schließlich, ihre Stimme einen Hauch zu leise, zu beherrscht. "Wir sollten uns auf die Zukunft konzentrieren, nicht auf unbelegte Spekulationen."

Die Eltern sind nicht überzeugt. Das Raunen wird lauter, die Stimmung angespannter. Ich kann es fühlen, dieses diffuse Misstrauen, das in der Luft liegt. Ich räuspere mich und hebe die Hand. "Frau Oppendorf, könnten Sie uns zumindest sagen, wann genau Frau Ulmen ihre Kündigung eingereicht hat? Es wirkt alles so überstürzt."

Patricia Oppendorfs Augen verengen sich kaum merklich. Ein zu langes Zögern, bevor sie antwortet. "Das ist nicht meine Entscheidung gewesen. Die Schulleitung hat darüber informiert, was es zu wissen gibt."

Ich will weiter nachhaken, doch Sarah legt eine Hand auf meinen Unterarm. Ihr Blick sagt mir, dass ich es nicht noch komplizierter machen soll. "Lass es, Martin", murmelt sie leise, aber ich höre den Zweifel in ihrer Stimme.

Patricia Oppendorf nutzt den Moment, um den Abend abzurunden. Sie schlägt ihre Mappe zu und schenkt uns ein strahlendes Lächeln, das nicht bis in ihre Augen reicht. "Ich danke Ihnen für Ihr Erscheinen. Falls

Sie weitere Fragen haben, können Sie sich jederzeit an mich wenden." Doch ihr Tonfall macht unmissverständlich klar, dass sie sich genau das Gegenteil wünscht.

Die Eltern zögern, einige tuscheln noch miteinander, während andere bereits ihre Jacken überziehen. Keiner scheint wirklich beruhigt. Ich auch nicht.

Sarah und ich verlassen den Klassenraum gemeinsam, doch ich merke, dass sie ebenfalls nachdenklich ist. Als wir durch den dunklen Flur zur Ausgangstür schreiten, flackert das Licht kurz, wirft verzerrte Schatten auf den Boden. Draußen ist es kühler geworden, und ich ziehe meine Jacke enger um mich.

"Was hältst du davon?" frage ich leise, während wir über den gepflasterten Schulhof gehen.

Sarah seufzt und verschränkt die Arme. "Ich weiß es nicht, Martin. Ich mag es nicht, wenn man uns für dumm verkauft. Diese ganzen ausweichenden Antworten... Es fühlt sich an, als würde man uns absichtlich Informationen vorenthalten."

Ich nicke. "Genau das denke ich auch. Und Oppendorf war nervös. Hast du bemerkt, wie sie jedes Mal zur Tür gesehen hat, als hätte sie Angst, dass jemand hereinkommt?"

Sarah bleibt stehen und sieht mich an. "Du bist ja schon wieder dabei, eine Verschwörung zu wittern. Vielleicht ist sie einfach nur überfordert. Sie ist neu, und plötzlich soll sie uns Eltern beruhigen, während die halbe Schule über Frau Ulmens Verschwinden tuschelt."

Ich schnaube. "Komm schon, Sarah. Das war mehr als nur Überforderung. Und diese Standardfloskeln? 'Persönliche Gründe'? Als ob. Niemand verschwindet einfach so, ohne irgendjemandem etwas zu sagen."

Sarah schüttelt den Kopf und fährt sich durch die Haare. "Und was willst du tun? Die Polizei rufen und melden, dass eine Lehrerin vielleicht verschwunden sein könnte?"

"Vielleicht."

Sarah starrt mich an, ihr Blick verengt sich. "Das ist wieder typisch. Du kannst nichts einfach mal ruhen lassen, oder? Du willst immer alles hinterfragen, in jede kleine Unstimmigkeit etwas hineininterpretieren. Und dann wunderst du dich, warum wir nicht mehr zusammen sind."

Das sitzt. Ich spüre, wie sich mein Kiefer anspannt. "Ach, jetzt sind wir wieder dabei, ja? Ich kann wohl nicht mit dir sprechen, ohne dass du daraus ein Beziehungs-drama machst. Ich mache mir einfach Sorgen um Jonathan. Und wenn du das nicht verstehst—"

"Ich verstehe es sehr gut!" unterbricht sie mich scharf. "Aber du kannst es nicht ändern. Vielleicht solltest du dich mal damit abfinden, dass nicht hinter allem eine große Sache steckt."

Wir stehen uns für einen Moment schweigend gegenüber. Ich spüre, dass das Gespräch nirgendwohin führt. Schließlich schüttele ich den Kopf, drehe mich um und gehe zum Parkplatz.

"Mach's gut, Sarah." Meine Stimme klingt kälter, als ich es beabsichtigt hatte.

Sie erwidert nichts. Als ich mich noch einmal umdrehe, sehe ich, wie sie sich langsam Richtung Auto bewegt.

Ich steige in meinen Wagen, starte den Motor und fahre los. Der Streit brennt noch in meinem Kopf, aber etwas anderes hält mich noch wacher.

Dieses ungute Gefühl. Dieses nagende Gefühl, dass mit dieser Schule, mit dieser Geschichte, etwas nicht stimmt.

Als ich auf den Forstweg zu meiner Wohnung einbiege, sehe ich die drei sanierten Wohnblöcke, die parallel zur Bahnstrecke verlaufen. Die Geräusche der vorbeifahrenden Züge sind mir längst vertraut, sie gehören zum Leben hier dazu. Die Straßenlaternen werfen ihr kaltes Licht auf die gepflasterten Wege, während ich auf den Parkplatz fahre und meinen Wagen in eine der freien Lücken manövriere.

Ich steige aus und schaue kurz nach oben. Einige Fenster sind noch erleuchtet, Schatten bewegen sich dahinter. Ein normales Wohngebiet, nichts Unheimliches – und doch fühlt es sich heute anders an.

Als ich durch das Treppenhaus gehe, hallen meine Schritte auf den Fliesen wider. Ich schließe die Wohnungstür auf, trete ein und werfe meine Jacke über den Stuhl in der kleinen Küche. Leyla, meine 7 Jahre alte Labrador-Hündin hebt müde den Kopf von ihrem Platz im Wohnzimmer, gähnt und reckt sich.

Während ich mir ein Glas Wasser einschenke, hallt das Gespräch mit Sarah in meinem Kopf nach. Vielleicht hatte sie recht. Vielleicht mache ich mir zu viele Gedanken. Aber dieses Gefühl in meinem Bauch sagt mir, dass hier etwas nicht stimmt. Und das werde ich nicht ignorieren können.

## **Kapitel 2: Der Anruf**

Eine Woche nach dem Elternabend. Der Nachmittag verläuft ruhig. Ich sitze am Schreibtisch in meiner kleinen Wohnung im Forstweg, arbeite an einer Bauzeichnung, während Leyla zusammengerollt auf ihrer Decke döst. Der monotone Lärm vorbeifahrender Züge bildet den gewohnten Klangteppich im Hintergrund. Mein Kopf ist noch bei den

Berechnungen für die tragenden Wände des Bürokomplexes in Potsdam, als mein Handy vibriert.

Der Bildschirm leuchtet auf: „**Zeebra Grundschule**“.

Ich spüre sofort ein ungutes Ziehen in meinem Magen, bevor ich überhaupt abhebe.

„Jablonski hier.“

„Herr Jablonski, hier spricht Frau Hansen aus dem Sekretariat der Zeebra Grundschule. Ihr Sohn Jonathan hat sich auf dem Schulhof verletzt. Er ist gestürzt und hat sich die Hand an einer Glasscherbe aufgeschnitten. Können Sie ihn bitte abholen? Seine Mutter haben wir leider nicht erreichen können.“

Glasscherbe? Warum liegen Glasscherben auf einem Schulhof? Ich zwinge mich, ruhig zu bleiben.

„Wie schlimm ist die Verletzung?“, frage ich, während ich mir bereits die Jacke überwerfe.

„Die Wunde blutet, aber der Schnitt ist nicht tief. Er wurde bereits versorgt, aber er hat sich erschrocken. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie ihn nach Hause bringen.“

„Ich bin in fünf Minuten da.“

Während ich zum Auto eile und einsteige, stecke ich den Schlüssel ins Zündschloss und starte den Motor. Der Weg zur Schule ist kurz, nur fünf Minuten, doch meine Gedanken kreisen. Warum liegen da Glasscherben im Schulhof?

Während ich durch die Straßen fahre, frage ich mich kurz, warum Sarah nicht erreichbar war. Ein Meeting? Handy lautlos? Es spielt eigentlich keine große Rolle.

Als ich die Zeebra Grundschule erreiche, parke ich auf dem kleinen Lehrerparkplatz vor dem Haupteingang und eile ins Schulgebäude. Das vertraute Summen der Neonröhren, der leicht muffige Geruch nach Reinigungsmitteln und Kinderjacken, die an Haken hängen. Ich betrete das Sekretariat im ersten Stock.

Jonathan sitzt auf einem Stuhl am Fenster, seine rechte Hand mit einem provisorischen Verband umwickelt. Sein Gesicht ist blass, er schaut ausdruckslos auf seine Hand. Sein linker Fuß wippt unruhig auf dem Boden. Neben ihm steht Dieter Pohlenz, der Hausmeister der Schule, die Arme vor der Brust verschränkt, sein Gesicht wie immer schwer zu deuten.

„Hey, Großer“, sage ich sanft und hocke mich vor Jonathan. „Wie geht’s dir?“

Er hebt den Blick. Seine braunen Augen spiegeln eine Mischung aus Ärger und Unsicherheit wider. „Es hat ziemlich geblutet. Aber jetzt tut es nur noch ein bisschen weh.“

Ich mustere den Verband. Keine dunklen Flecken mehr – die Blutung scheint gestillt zu sein. Trotzdem ist da etwas in Jonathans Haltung, das mich stört. Er wirkt nicht nur wegen des Schmerzes bedrückt.

„Kannst du mir erzählen, was genau passiert ist?“

Jonathan seufzt. „Ich bin mit Leon und den anderen über den Hof gerannt. Dann bin ich ausgerutscht und hingefallen. Als ich mich abstützen wollte, lag da plötzlich eine Scherbe. Ich hab sie gar nicht gesehen, erst als meine Hand wehgetan hat.“

Mein Blick wandert zu Pohlenz. „Wie kann so etwas passieren? Glasscherben auf dem Schulhof?“

Der Hausmeister zuckt mit den Schultern. „Kinder bringen manchmal Flaschen mit und lassen sie fallen. Oder jemand schmeißt was über den Zaun. Wir kontrollieren den Hof regelmäßig, aber so was kann eben passieren.“

Etwas an seiner ruhigen, fast gleichgültigen Art irritiert mich. Seine Augen bleiben für einen Moment auf mir haften, dann schaut er zu Jonathan. Der Ausdruck in seinem Gesicht ist schwer zu deuten – eine Mischung aus Gleichgültigkeit und... etwas anderem? Ich kann es nicht greifen.

„Ist Ihnen denn sonst nichts aufgefallen?“ , frage ich weiter.

„Nö.“

Ein einfaches, ausdrucksloses „Nö“. Ich unterdrücke den Impuls, weiter nachzuhaken. Jonathan sollte hier raus.

„Komm, wir gehen“, sage ich zu ihm, streiche ihm kurz über die Schulter. Er steht langsam auf.

Als wir das Sekretariat verlassen, höre ich hinter mir noch den Hausmeister murmeln: „Kinder spielen. Manchmal verletzen sie sich.“

Ich bin mit meinen Gedanken noch bei diesem merkwürdigen Kommentar, als ich die Stufen zum Erdgeschoss hinuntersteige. Im Flur, nahe der Klassenräume, begegnet mir Patricia Oppendorf. Sie kommt gerade aus einem der Zimmer, ein paar Unterlagen in der Hand, und bleibt stehen, als sie mich sieht.

„Herr Jablonski“, sagt sie mit einem freundlichen Lächeln. „Ich habe gehört, was passiert ist. Geht es Jonathan gut?“

Ich nicke. „Ja, es war zum Glück nicht so schlimm, aber er hat sich ziemlich erschrocken. Ich verstehe nur nicht, wie eine Glasscherbe mitten auf dem Schulhof landen konnte.“

Patricia Oppendorf runzelt die Stirn. „Das klingt wirklich ungewöhnlich. Ich hoffe, die Schulleitung wird das überprüfen lassen.“

Ich zucke mit den Schultern. „Der Hausmeister meinte, sowas könne schon mal passieren, aber ehrlich gesagt finde ich das ziemlich nachlässig.“

Sie wirkt nachdenklich, fast so, als wolle sie mehr sagen, hält dann aber inne. Sie lächelt Jonathan kurz zu. „Hauptsache, du bist okay. Pass das nächste Mal besser auf, ja?“

Ich nicke, während sie sich wieder in Bewegung setzt.

Gedankenverloren beobachte ich, wie sie sich mit ihren Unterlagen in Richtung Lehrerzimmer entfernt. Ihre Haltung bleibt aufrecht, doch ein Hauch von Anspannung liegt in ihrer Bewegung. Für einen Moment überlege ich, ob ich sie noch einmal ansprechen soll, aber dann verwerfe ich den Gedanken.

Etwas an diesem Gespräch bleibt hängen. Vielleicht, weil es mir vorkommt, als hätte sie etwas anderes sagen wollen, es sich aber im letzten Moment anders überlegt. Vielleicht auch, weil es mich stört, wie beiläufig sie über Jonathans Unfall gesprochen hat – so, als wäre es nicht weiter erwähnenswert.

Während ich weiter Richtung Ausgang gehe, hallen meine Schritte dumpf auf den alten Fliesen des Schulflurs wider. Die vertraute Geräuschkulisse der Schule – das entfernte Murmeln aus den Klassenzimmern, das gelegentliche Quietschen von Türen – fühlt sich heute merkwürdig fremd an.

Draußen auf dem Parkplatz wartet bereits ein weißer SUV. Ich erkenne ihn sofort – Sebastian. Er lehnt lässig gegen die Fahrertür, ein scheinheiliges Grinsen im Gesicht.

„Hey, Martin. Ich nehme Jonathan mit. Sarah hat mich gebeten.“

Ich schlucke meinen Unmut hinunter. Jonathan wirft mir einen schnellen Blick zu. Er will nach Hause, nicht noch mehr Diskussionen. Ich nicke knapp. „Okay.“

„Danke, Papa“, murmelt Jonathan, bevor er zu Sebastian ins Auto steigt. Ich lege ihm noch einmal sanft die Hand auf die Schulter. „Freitag nach der Schule bist du wieder eine Woche bei mir. Ich hab eine neue Geocaching-Route rausgesucht, ich denke, die wird dir gefallen.“

Jonathan hebt den Blick, und ein leichtes Lächeln huscht über sein Gesicht. „Echt? Cool, darauf freu ich mich.“

Es beruhigt mich ein wenig zu sehen, dass er sich darauf freut. Ich nicke ihm zu, lasse ihn dann los und trete einen Schritt zurück, während er sich ins Auto setzt und die Tür schließt.

Ich sehe zu, wie der SUV vom Parkplatz rollt und auf die Pappelallee einbiegt. Ein ungutes Gefühl bleibt zurück. Ich drehe mich um, sehe noch einmal zur Schule. Im Eingangsbereich lehnt Pohlenz, eine Zigarette zwischen den Fingern. Er beobachtet mich.

Dann – ein Lächeln. Kurz, kaum merklich, aber es ist da.

Und es passt nicht in sein Gesicht.

Ein eiskalter Schauer läuft mir den Rücken hinunter.

### Kapitel 3: Der Splitter

Die Luft im Bredower Forst ist frisch an diesem Sonntagnachmittag. Sie trägt den süßlichen Duft nach feuchtem Moos und jungen Blättern. Die Aprilsonne steht tief am Himmel, ihr goldenes Licht durchbricht das dichte Blätterdach und malt flimmernde Muster auf den Waldboden. Ein laues Lüftchen weht durch die hohen Baumwipfel, lässt die Zweige sanft rascheln und treibt die letzten Pollen des Frühlings durch die Luft. Der Boden unter unseren Füßen ist noch feucht vom Regen der vergangenen Tage, das Laub dampft leicht in der warmen Nachmittagssonne.

Jonathan läuft einige Meter voraus, sein GPS-Gerät fest in den Händen, während Leyla mit gespitzten Ohren schnüffelnd neben mir hertrabt. Ihre Nase streift über den Waldboden, aufgeregt nimmt sie eine Spur auf und setzt zum kurzen Sprint an, bevor sie wieder innehält. Die Stille des Waldes wird nur von dem gelegentlichen Zwitschern eines Vogels und dem Knacken der Äste unter unseren Schritten durchbrochen.

Es ist einer dieser perfekten Frühlingstage – doch dieses Gefühl von unbeschwerter Ruhe sollte nicht lange anhalten.

Der Pfad schlängelt sich zwischen dichten Bäumen hindurch, und wir folgen den Anweisungen von Jonathans GPS-Gerät. Die neue Geocaching-Route führt uns tiefer in den Wald, vorbei an umgestürzten Baumstämmen, moosbedeckten Steinen und kleinen Lichtungen, auf denen das Sonnenlicht wie goldene Tupfen auf dem Waldboden liegt.

„Hier irgendwo muss die nächste Station sein“, sagt Jonathan aufgeregt und bleibt abrupt stehen. Er dreht sich im Kreis, hält das Gerät vor sich und scannt die Umgebung.

Ich sehe mich um. Die Natur ist hier nahezu unberührt. Ein Specht klopft in der Ferne an einen Baum, irgendwo raschelt ein Eichhörnchen

durchs Laub. Die Luft riecht nach feuchtem Holz und frischen Knospen. Jonathan marschiert einige Schritte weiter, blickt auf einen alten Baumstumpf und strahlt.

„Ich glaube, ich hab sie!“

Er kniet sich hin, tastet vorsichtig durch das Laub und zieht eine kleine, getarnte Box hervor. Grinsend öffnet er sie, nimmt das Logbuch heraus und kritzelt seinen Namen hinein. „Nummer drei gefunden!“

Ich nicke zufrieden. „Nicht schlecht. Ich bin gespannt, ob du die nächste genauso schnell findest.“

Gerade als Jonathan die Box wieder sorgfältig an ihrem Platz verstaut, zuckt Leylas Kopf hoch. Ihre Ohren stellen sich auf, ihre Muskeln spannen sich an.

Ohne Vorwarnung schießt sie los, ihre Pfoten wirbeln das Laub auf, als sie zwischen den Bäumen verschwindet.

„Leyla!“, rufe ich, doch sie reagiert nicht. Ich höre nur das Knacken von Ästen, dann ist sie verschwunden.

Jonathan bleibt stehen und sieht mich mit großen Augen an. „Papa, was ist los mit ihr?“

„Keine Ahnung. Vielleicht hat sie eine Fährte aufgenommen.“ Ich versuche, ruhig zu bleiben, aber mein Herz schlägt schneller. „Wir warten einen Moment, sie kommt bestimmt zurück.“

Minuten verstreichen. Ich rufe ihren Namen immer wieder in den Wald, doch nichts passiert. Jonathan tritt nervös von einem Fuß auf den anderen. „Papa, was, wenn sie nicht mehr zurückkommt?“

Ich will ihm keine Angst machen, aber eine gewisse Unruhe breitet sich auch in mir aus. Gerade als ich mein Handy zücke, um die

Taschenlampe einzuschalten und sie zu suchen, raschelt es im Unterholz. Mit einem Satz stürmt Leyla aus dem Dickicht, ihre Schnauze mit Erde bedeckt. Doch etwas stimmt nicht. Sie humpelt leicht, zieht ihre linke Pfote an.

„Mist.“ Ich hocke mich hin, streiche ihr beruhigend über den Kopf.  
„Alles gut, Mädchen. Was hast du da gemacht?“

Jonathan kniet sich neben mich. „Leyla, du hast uns einen Schreck eingejagt!“

Ich nehme vorsichtig ihre Pfote in die Hand und betrachte sie im Licht des späten Nachmittags. Sie zittert leicht, als ich ihren Ballen untersuche. Dann sehe ich es – ein kleiner Splitter steckt in ihrer Pfote.

„Da ist was drin“, murmele ich, bevor ich den Fremdkörper vorsichtig herausziehe. Es ist ein winziges, dünnes Stück, kaum größer als ein Fingernagel. Ich halte es gegen das Licht, aber beachte es kaum. Wahrscheinlich ein Holzsplitter oder etwas Plastikteile aus dem Waldboden. Ich wische es zwischen Daumen und Zeigefinger ab und stecke es in meine Jackentasche.

„Wir brechen besser ab“, sage ich schließlich. „Ich will Leylas Pfote zu Hause säubern und desinfizieren. Wir kommen ein anderes Mal wieder.“

Jonathan nickt enttäuscht, aber er sagt nichts. Also machen wir uns auf den Rückweg. Diesmal nehmen wir eine andere Route, die uns tiefer durch den Wald führt. Der Pfad ist schmaler, weniger ausgetreten. Die Schatten der Bäume werden länger, und das Licht der tiefstehenden Sonne schimmert zwischen den Ästen hindurch.

Nach einigen Minuten erreichen wir eine Lichtung, auf der sich eine alte, von Moos überwucherte Mauer erstreckt. Dahinter ragen verwitterte Grabsteine aus dem Boden – der alte Brieselanger Friedhof.

Ein Ort, der mitten im Wald liegt und seit Jahrzehnten kaum noch besucht wird. Die Atmosphäre ist seltsam still. Kein Vogelzwitschern, kein Rascheln der Blätter, nur das entfernte Summen des Windes in den Wipfeln.

Jonathan bleibt stehen und betrachtet die alten Steine neugierig. „Das sieht irgendwie gruselig aus.“

„Ja“, sage ich leise. „Ist ein ziemlich alter Friedhof. Kaum jemand kommt noch hierher.“

Ich spüre, wie sich eine eigenartige Beklemmung in meiner Brust ausbreitet. Etwas an diesem Ort fühlt sich anders an, fremd. Leyla, die sonst immer neugierig alles beschnuppert, bleibt nah bei mir, als wäre sie nicht ganz wohl bei der Sache.

„Komm, lass uns weitergehen.“ Ich lege Jonathan eine Hand auf die Schulter und lenke ihn zurück auf den Weg. Wenige Minuten später erreichen wir den kleinen Parkplatz am Waldrand, wo unser Auto steht. Ich werfe einen letzten Blick zurück zum Friedhof, bevor ich die Wagentür öffne und Jonathan einsteigen lasse.

Noch während ich den Motor starte, kann ich das unbehagliche Gefühl nicht abschütteln, dass wir hier nicht allein gewesen sind.

---

Zu Hause angekommen, wasche ich Leylas Pfote gründlich aus, desinfiziere die Wunde und streiche beruhigend über ihr Fell. Sie hat es schon fast vergessen, wedelt sogar leicht mit dem Schwanz, als ich fertig bin. Jonathan setzt sich auf den Küchenstuhl und zieht sich die Schuhe aus.

Ich gehe zur Spüle, drehe den Wasserhahn auf und spüle meine Hände. Während das kühle Wasser über meine Finger läuft, drehe ich mich zu Jonathan um. „Hast du Hunger? Was möchtest du essen?“

Jonathan zuckt mit den Schultern, während er seine Schuhe auszieht. „Können wir Hotdogs machen?“

Ich grinse. „Gute Wahl.“

Während er in sein Zimmer geht, um seine Schulsachen für den morgigen Montag zu packen, öffne ich den Kühlschrank und nehme die Würstchen und die Brötchen heraus. Ich stelle einen Topf mit Wasser auf den Herd, schalte ihn ein und warte, bis das Wasser zu kochen beginnt. Der vertraute Duft von warmem Brot und leicht würzigen Würstchen breitet sich langsam in der Küche aus.

Jonathan kommt zurück, legt seine Federtasche auf den Tisch und sieht mich mit erwartungsvollen Augen an. „Wie lange noch?“

„Noch zwei Minuten“, antworte ich und rühre gedankenverloren im Topf. In dem Moment fällt mir wieder der kleine Splitter ein, den ich aus Leylas Pfote gezogen habe. Ich fische ihn aus meiner Hosentasche, sehe ihn mir einen Moment an – kaum der Rede wert. Ohne weiter darüber nachzudenken, lasse ich ihn in die Spüle fallen. Das Wasser wirbelt ihn herum, doch er bleibt im Abflussgitter hängen.

---

Nach dem Abendessen räumen Jonathan und ich gemeinsam den Tisch ab. Er trägt die Teller zur Spüle, lässt das Wasser laufen und seift sich die Hände ein. Plötzlich hält er inne. Ich sehe, wie sein Blick auf etwas in der Spüle fällt.

„Papa, guck mal!“, sagt er plötzlich und zieht etwas aus dem Abflussgitter.

Ich blicke auf. In seiner nassen Handfläche liegt der Splitter, den ich vorhin weggespült hatte. Er betrachtet ihn mit gerunzelter Stirn, dreht ihn zwischen Daumen und Zeigefinger.

„Der sieht ja fast so aus wie der, den ich in der Schule gefunden habe.“

Ich bekomme plötzlich Gänsehaut auf meinen Armen. „Was?“

Jonathan nickt eifrig, steckt die andere Hand in seine Hosentasche und kramt darin herum. Schließlich holt er ein kleines, unscheinbares Stück hervor und hält es mir hin.

„Hier. Den habe ich an dem Tag gefunden, als ich gestürzt bin und mir die Hand an der Glasscherbe aufgeschnitten habe. Er lag da auf dem Boden. Ich wollte ihn eigentlich wegwerfen, aber dann hab ich's vergessen.“

Ich nehme beide Splitter und lege sie nebeneinander auf den Küchentisch. Auf dem hellen Holz sind sie besser zu erkennen. Sie haben eine ähnliche Form, eine ähnlich glatte Oberfläche. Beide sind ungefähr fingernagelgroß, aber der Splitter aus dem Wald wirkt an den Rändern ausgefranst, während der vom Schulhof unversehrt ist.

„Sie fühlen sich an wie Plastik oder...“, ich halte inne.

Jonathan lehnt sich über den Tisch. „Der aus der Schule ist irgendwie violett, oder?“

Ich nicke. Dann nehme ich die Splitter jeweils mit Zeigefinger und Daumen in die Hand und halte sie gegen das Licht in der Küche. Das helle Licht der Deckenlampe reflektiert auf den glatten Oberflächen. Ich drehe sie vorsichtig, versuche, ihre Beschaffenheit zu erkennen. Der vom Schulhof gefundene Splitter wirkt fast makellos, während der aus dem Wald ausgefranste Kanten hat. Mein Blick verengt sich, als ich die subtile Veränderung der Farbe bemerke.

Und dann passiert es.

An der Stelle, an der meine Finger ihn berühren, verändert sich die Farbe. Dort, wo vorher ein violetter Schimmer lag, erscheint nun ein kräftiges Orange.

Ich blinzele. Habe ich mir das gerade eingebildet?

Doch Jonathan hat es auch gesehen. Er reißt die Augen auf. „Whoa! Das ist ja wie bei Mamas Fingernägeln!“

Ich starre ihn an. „Bitte?“

„Na, Mama hat doch diese Thermo-Dingsbums-Nägel. Die wechseln ihre Farbe, je nachdem, ob es warm oder kalt ist.“

Mein Blick wandert wieder zu den Splittern. Thermolack. Ich spüre, wie mir ein unangenehmes Kribbeln über die Arme läuft.

„Kann ich die wiederhaben?“, fragt Jonathan neugierig.

Ich nicke langsam und schiebe ihm den Splitter aus Leylas Pfote zu. Doch den von der Schule halte ich fest.

„Den hier würde ich mir gern mal genauer ansehen.“

Jonathan zuckt die Schultern. „Okay. Aber nicht verlieren.“

Ich nicke abwesend. Mein Blick bleibt auf dem winzigen, unscheinbaren Stück haften, während sich ein Gefühl der Beklemmung in mir ausbreitet.

Denn je länger ich ihn betrachte, desto mehr bin ich mir sicher:

Das ist kein Plastiksplitter.

Das ist ein abgebrochener, künstlicher Fingernagel.

## Kapitel 4: Fragen ohne Antworten

Der nächste Morgen beginnt wie jeder Montag – hektisch und müde zugleich. Der Wecker klingelt unerbittlich, und ich brauche einen Moment, um mich zu sammeln. Aus dem Wohnzimmer höre ich bereits Jonathan, der sich mit Leyla beschäftigt. Nach einer schnellen Dusche und einem Kaffee setze ich mich zu ihm an den Küchentisch.

„Fertig für die Schule?“, frage ich, während er seinen letzten Bissen Toast hinunterschluckt.

Er nickt. „Ja, fast. Ich muss nur noch mein Sportzeug einpacken.“

Ich werfe einen Blick auf die Uhr. Noch zehn Minuten, bis er losfahren sollte. „Pass auf dich auf, okay? Und fahr vorsichtig.“

„Mach ich immer.“ Jonathan grinst, greift nach seinem Rucksack und streicht Leyla noch einmal über den Kopf. „Tschüss, Papa.“

„Bis später, Großer.“ Ich sehe ihm hinterher, wie er im Treppenhaus verschwindet.

Als ich die Wohnungstür schließe, fällt mein Blick auf den Küchentisch. Der violett-orange Splitter liegt noch genau dort, wo ich ihn gestern hingelegt habe. Ein künstlicher Fingernagel. Das Gefühl der Beklemmung von gestern kehrt mit voller Wucht zurück.

Ich atme tief durch, schüttele die Gedanken ab und gehe in mein Schlafzimmer, wo mein Rechner steht. Seit drei Wochen arbeite ich an einer Bauzeichnung für ein Bürogebäude am Bebel-Platz in Potsdam. Heute wollte ich endlich die letzten Details abschließen – doch meine Gedanken kreisen immer wieder um die beiden Splitter. Meine Finger schweben über der Tastatur, doch anstatt die nächsten Wände oder Steckdosen zu platzieren, greife ich nach meinem Telefon.

Ich wähle die Nummer der Zeebra Grundschule. Die Sekretärin, Frau Hansen, hebt nach wenigen Klingelzeichen ab.

„Zeebra Grundschule, Hansen am Apparat.“

„Guten Morgen, hier ist Martin Jablonski. Ich wollte fragen, ob ich heute mit Frau Anders sprechen könnte.“

„Einen Moment, ich schaue kurz nach.“ Es raschelt, dann folgt ein kurzes Tippen auf der Tastatur. Nach einer kurzen Pause fragt Frau Hansen: „Worum geht es denn genau, Herr Jablonski? Das ist ziemlich kurzfristig, meinen Sie nicht auch?“

Ich überlege einen Moment, dann entscheide ich mich für eine vage Antwort. „Es geht um den Unfall vor ein paar Tagen auf dem Schulhof. Und um Herrn Pohlenz, den Hausmeister. Ich hätte dazu ein paar Fragen.“

Frau Hansen zögert kurz, dann höre ich erneut das Tippen auf der Tastatur. „Frau Anders hätte heute Nachmittag um 16 Uhr Zeit. Passt das Ihnen?“

„Ja, perfekt. Vielen Dank.“

Ich lege auf und lehne mich zurück. Noch sechs Stunden bis zu meinem Termin mit der Rektorin – genug Zeit, um meine Arbeit fertigzustellen. Ich zwingen mich, mich wieder auf meine Bauzeichnung zu konzentrieren.

---

Gegen 15 Uhr höre ich, wie Jonathan nach Hause kommt. Er stellt seinen Rucksack im Flur ab, wirft sich auf die Couch und schaltet den Fernseher ein.

„Alles gut in der Schule?“ frage ich.

„Ja. Nichts Besonderes.“ Bekomme ich als Antwort zurück. Kurze Frage – kurze Antwort.

Ich nicke. „Ich muss gleich noch mal los. Ich habe um 16 Uhr einen Termin mit Frau Anders.“

Jonathan sieht von der Couch aus zu mir herüber. „Wegen der Splitter?“

Ich zucke mit den Schultern. „Unter anderem. Ich will einfach ein paar Antworten.“

Er nickt langsam, bevor er sich wieder dem Fernseher zuwendet.

„Okay.“

„Sei bitte so gut und fang schon mal mit Deinen Hausaufgaben an während ich weg bin. Ich kontrolliere sie dann, sobald ich wieder zurück bin.“

Ich schnappe mir meine Jacke und das kleine Fundstück, verlasse die Wohnung und steige dann auf mein Fahrrad, welches ich vor unserem Wohnblock angeschlossen hatte. Die Fahrt zur Zeebra Grundschule dauert mit dem Fahrrad nur unmerklich länger als mit dem Auto. In meinem Kopf wirbeln Gedanken durcheinander.

Als ich ankomme, melde ich mich im Sekretariat an. Frau Hansen führt mich zum Büro der Rektorin. Das Büro ist schlicht eingerichtet, ein großer Schreibtisch, Bücherregale voller Aktenordner, eine Uhr an der Wand – die, genau wie die große im Eingangsbereich, nicht die richtige Zeit anzeigt.

„Herr Jablonski, bitte nehmen Sie Platz.“ Claudia Anders faltet die Hände auf ihrem Schreibtisch und sieht mich freundlich an. „Womit kann ich Ihnen helfen?“

Ich lege den Splitter vorsichtig auf den Tisch. „Mein Sohn hat das auf dem Schulhof gefunden. Und das hier...“ Ich hole den zweiten Splitter aus meiner Jackentasche. „Habe ich gestern im Wald entdeckt.“

Die Rektorin sieht kurz auf die winzigen Stücke, dann lehnt sie sich zurück. Ihr Gesichtsausdruck bleibt neutral. „Herr Jablonski, ich verstehe, dass Sie besorgt sind. Aber was genau möchten Sie mir damit sagen?“

Ich verschränke die Arme. „Dass es mir komisch vorkommt. Mein Sohn stürzt auf dem Schulhof, verletzt sich, und findet genau dort ein solches Teil. Dann finde ich etwas sehr Ähnliches mitten im Wald. Und ehrlich gesagt frage ich mich, ob das wirklich nur ein Zufall ist.“

Frau Anders lächelt dünn. „Nun, Kinder bringen oft die merkwürdigsten Dinge mit nach Hause. Was soll das denn sein – ein Plastiksplinter? Ein Stück von einem Spielzeug?“

Ich schüttele den Kopf. „Es ist ein künstlicher Fingernagel. Und er ändert die Farbe bei Temperaturveränderung.“

Sie wirft einen kurzen Blick auf das Fundstück, doch ihre Miene bleibt unbewegt. „Ich verstehe. Aber ich kann Ihnen versichern, dass auf unserem Schulhof keine Gefahren bestehen. Unser Hausmeister wird den Hof noch einmal überprüfen. Und was auch immer Ihr Sohn gefunden hat, es wird vermutlich harmlos sein.“

Ihre Worte klingen beruhigend, doch ihr Tonfall ist es nicht. Es ist zu einstudiert. Zu glatt.

Ich nicke langsam, doch die Beklemmung in meiner Brust verstärkt sich.

Dann räuspere ich mich und frage erneut: „Aber wenn der Schulhof regelmäßig überprüft wird, wie konnte dann eine Glasscherbe dort liegen?“

Frau Anders hält meinem Blick stand, aber ich bemerke ein kurzes Zögern. „Wie gesagt, unser Hausmeister wird sich das noch einmal genau ansehen. Wir tun unser Bestes, um für die Sicherheit der Schüler zu sorgen.“

Ihre Stimme klingt professionell, doch in mir bleibt ein nagendes Gefühl der Unzufriedenheit zurück.

Ich zögere einen Moment, bevor ich meine nächste Frage stelle. "Frau Anders, was können Sie mir eigentlich über das Verschwinden von Frau Ulmen sagen? Sie war Jonathans Klassenlehrerin und dann... einfach weg."

Ein kaum merkliches Flackern huscht über ihr Gesicht. Ihr Lächeln bleibt bestehen, doch in ihren Augen ist etwas anderes – etwas Kühles, Distanzierendes.

"Herr Jablonski, ich verstehe, dass die Eltern besorgt sind. Aber ich kann Ihnen dazu keine weiteren Informationen geben. Datenschutz und Persönlichkeitsrechte, Sie verstehen sicher."

Ich presse die Lippen aufeinander. "Sie ist einfach verschwunden, ohne eine Nachricht an die Eltern? Ohne Abschied von ihren Schülern? Das ist doch nicht normal."

Ein unangenehmes Schweigen breitet sich zwischen uns aus. Dann senkt sie leicht die Stimme. "Manchmal... entscheiden sich Menschen, uns einfach zu verlassen."

Etwas an ihrer Wortwahl jagt mir einen Schauer über den Rücken. Es klingt nicht wie eine Erklärung, sondern wie eine Warnung.

Ich erhebe mich langsam, strecke ihr die Hand hin und verabschiede mich höflich. Doch bevor ich die Tür öffne, halte ich inne und blicke ihr noch einmal tief in die Augen. Irgendetwas in ihrem Blick ist beunruhigend – eine Kälte, ein leises, fast unmerkliches Zucken in den Mundwinkeln. Ein Moment der Stille hängt zwischen uns, schwer und unausgesprochen. Dann nicke ich knapp und verlasse das Büro. Doch das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmt, bleibt bestehen.

---

Mit einem unbefriedigten Gefühl verlasse ich das Büro der Rektorin und trete in den Flur. Ich brauche einen Moment, um meine Gedanken zu sammeln, da höre ich eine Stimme hinter mir.

„Herr Jablonski?“

Ich drehe mich um und sehe Patricia Oppendorf, Jonathans neue Klassenlehrerin. Sie hat einen Stapel Hefte unter dem Arm, ihr Blick wirkt besorgt.

„Alles in Ordnung? Sie sehen... nachdenklich aus.“

Ich zwinge mich zu einem Lächeln. „Ach, nichts. Ich hatte gerade ein Gespräch mit Frau Anders.“

„Wegen Jonathan?“

Ich zögere kurz, dann nicke ich. „Mehr oder weniger. Er hat auf dem Schulhof etwas gefunden, das mir komisch vorkommt.“

Patricia Oppendorf runzelt die Stirn. „Darf ich fragen, was genau?“

Ich zögere, doch irgendetwas an ihrer aufrichtigen Art gibt mir das Gefühl, dass ich ihr vertrauen kann. Also erzähle ich ihr von den beiden Splittern, von der Farbveränderung und meinen Bedenken.

Sie hört mir aufmerksam zu, dann nickt sie langsam. „Das ist wirklich merkwürdig. Ich weiß nicht, ob es etwas bedeutet, aber wenn Sie möchten, kann ich Ihnen vielleicht helfen. Manchmal redet das Kollegium offener mit mir als mit der Schulleitung.“

„Das wäre großartig.“

Sie zieht eine kleine Notiz aus ihrer Tasche und reicht sie mir. „Das ist meine Nummer. Rufen Sie mich heute Abend an, wenn Sie möchten. Ab 20 Uhr bin ich zu Hause.“

Ich nehme den Zettel entgegen. „Danke, Frau Oppendorf. Das werde ich.“

## Kapitel 5: Spuren im Netz

Als ich gegen 17 Uhr nach Hause komme, sitzt Jonathan noch immer über seinen Hausaufgaben. Der Stift in seiner Hand kreist gedankenverloren über dem Papier, während er über einer Matheaufgabe brütet. Ich lehne mich in den Türrahmen seines Zimmers und beobachte ihn kurz, bevor ich ihn begrüße.

„Alles klar bei dir?“

Er blickt auf und nickt. „Ja, bin gleich fertig.“

„Gut. Ich bin im Schlafzimmer, wenn du mich brauchst.“

Ich lasse ihn weitermachen und setze mich an meinen Rechner. Mein Blick fällt auf den kleinen Splitter, der neben der Tastatur liegt. Mein Magen zieht sich leicht zusammen, als ich daran denke, wo ich ihn gefunden habe. Noch immer habe ich keine logische Erklärung dafür.

Ich schiebe die Gedanken beiseite und tippe „Jana Ulmen Zeebra Grundschule Brieselang Havelland“ in die Suchleiste ein. Die Ergebnisse sind mager. Ein paar alte Artikel über ihre Tätigkeit an der Schule, aber nichts über ihr plötzliches Verschwinden. Kein Hinweis darauf, warum sie von einem Tag auf den anderen nicht mehr zum Unterricht erschien.

Ich scrolle weiter. Jana Ulmen war anscheinend eine engagierte Lehrerin, die vor fünf Jahren an die Schule gekommen war. Sie hatte sich für moderne Lehrmethoden eingesetzt, brachte neue Konzepte in den Unterricht. Ihr größtes geplantes Projekt war ein Nachhaltigkeitsprogramm für die Schule – eine systematische Überprüfung aller Räume, um Maßnahmen zur Energieeinsparung zu entwickeln. Bei den Eltern kam die Idee gut an, die Schüler fanden es spannend. Doch eine Woche bevor das Projekt starten sollte, verschwand sie.

Kein offizielles Statement. Keine Nachricht an die Eltern. Die Schule hüllt sich in Schweigen, das Schulamt verweist auf Datenschutzrichtlinien. Nur in Elternforen finde ich vereinzelte Spekulationen. Manche behaupten, sie sei plötzlich schwer krank geworden. Andere meinen, sie habe sich mit dem Kollegium überworfen. Doch niemand scheint wirklich zu wissen, was passiert ist.

Ich starre auf den Bildschirm. Es ist, als hätte jemand ihre Existenz systematisch ausradiert. Ein ungutes Gefühl breitet sich in meiner Brust aus.

Als ich auf die Uhr schaue, ist es bereits 19 Uhr. Aus dem Wohnzimmer höre ich den Fernseher. Jonathan scheint inzwischen mit seinen Hausaufgaben fertig zu sein und hat es sich auf der Couch gemütlich gemacht. Die bunten Bilder seiner Lieblingsserie flackern über den Bildschirm, während er konzentriert zuschaut. Ich stehe auf und gehe zu ihm.

„Ich mache uns was zu essen. Wie wäre es mit Spaghetti mit Tomatensauce?“

Jonathan strahlt. „Ja! Aber mit extra Käse?“

„Natürlich.“

Während ich das Essen vorbereite, höre ich ihn leise vor sich hin summen. Das ist gut. Nach den Ereignissen der letzten Tage soll er sich wenigstens ein bisschen entspannen können.

Wir essen zusammen, unterhalten uns über seinen Tag in der Schule, über Geocaching-Routen und darüber, was er am Wochenende machen möchte. Nach dem Essen räumen wir gemeinsam ab, und ich erinnere ihn daran, seine Sachen für den nächsten Tag zu packen.

Als er sich in sein Zimmer zurückzieht, nehme ich mein Handy und betrachte die kleine Notiz mit der Nummer von Patricia Oppendorf. Es ist 20:12 Uhr. Ich tippe die Nummer ein und rufe an.

Nach dem ersten Klingeln hebt sie ab.

„Guten Abend, Herr Jablonski.“

„Guten Abend, Frau Oppendorf. Ich hoffe, ich störe nicht?“

„Nein, überhaupt nicht. Ich habe Ihren Anruf erwartet.“

Nach einem kurzen Smalltalk komme ich zum Punkt. Ich erzähle ihr, was ich über Jana Ulmen herausgefunden habe, und sie hört aufmerksam zu. Als ich fertig bin, bleibt sie einen Moment still.

„Ich habe mit einigen Kollegen gesprochen“, sagt sie schließlich. „Und es scheint, als sei das Nachhaltigkeitsprojekt nicht bei jedem gut angekommen. Vor allem die Schulleitung war nicht begeistert.“

„Das heißt?“

„Frau Ulmen hatte ein Talent dafür, sich durchzusetzen. Sie war sehr... direkt, wenn es darum ging, ihre Ideen zu verwirklichen. Manche mochten das, andere nicht. Und dann war sie auf einmal weg.“

Ihre Stimme klingt nachdenklich, fast zögernd.

„Glauben Sie, dass da mehr dahintersteckt?“ frage ich.

Ein kurzer Moment der Stille. Dann: „Ich weiß es nicht. Aber irgendetwas sagt mir, dass ihr Verschwinden kein Zufall war.“

Ich spüre, wie sich meine Nackenhaare aufstellen. Ich lehne mich zurück, fahre mir mit der Hand durchs Gesicht.

„Ich muss Ihnen etwas zeigen“, sage ich schließlich, während ich innerlich mit mir ringe. Der Gedanke, noch einmal an diesen Ort zurückzukehren, lässt mich nicht los. Ich habe es die ganze Zeit verdrängt, aber tief in mir spüre ich, dass dort mehr sein muss. Ich will nicht einfach nur Theorien aufstellen – ich muss es selbst sehen.

„Etwas, das ich im Wald vermute. Dort, wo Leyla plötzlich losgerannt ist und verletzt zurückkam. Ich bin mir sicher, dass dort noch mehr ist.“

Patricia Oppendorf bleibt still, als würde sie meine Worte abwägen.

„Ich glaube, dass ich dort etwas finden kann. Etwas, das mir bisher entgangen ist. Ich kann es nicht erklären, aber ich muss es mit eigenen Augen sehen.“

„Im Wald?“ fragt sie etwas ungläubig.

„Ja. Dort, wo Leyla abgehauen ist und sich den Splitter eingetreten hat. Ich bin mir sicher, dass dort noch mehr ist.“

Ich höre, wie sie langsam ausatmet. Dann höre ich ein leises Schnauben. „Ist Ihnen eigentlich klar, wie sich das anhört, Herr Jablonski? Falls das hier ein unbeholfener Versuch ist, mich auf ein Date einzuladen, dann könnten Sie auch einfach direkt fragen.“

„Ja, es klingt verrückt, aber ich habe das Gefühl, dass wir hier etwas übersehen. Und übrigens...falls das ein Date wäre, hätte ich mir ehrlich gesagt eine weniger düstere Kulisse ausgesucht.“

Ein kurzes Schweigen, dann beginnen wir beide kurz zu lachen. Die Anspannung löst sich für einen Moment, bevor Patricia Oppendorf schließlich fragt: „Wann?“

„Heute Abend. 21:30 Uhr. Am alten Brieselanger Friedhof im Bredower Forst.“

„Ich komme – und ich bringe meine Taschenlampe mit. Ich hoffe, Sie haben keine Angst im Dunkeln, Herr Jablonski.“

„Keine Sorge, ich habe schon Schlimmeres gesehen als dunkle Wälder – zum Beispiel meine Stromrechnung letzten Monat.“

Sie lacht leise. „Dann bis gleich.“

„Bis gleich.“

Nach dem Gespräch klopfe ich leise an Jonathans Tür.

„Ich muss noch mal kurz los“, sage ich, als er mich ansieht. „Bin nicht lange weg.“

Jonathan gähnt und nickt. „Okay. Gute Nacht, Papa.“

Ich streiche ihm durchs Haar. „Gute Nacht, Großer.“

Bevor ich gehe, trete ich noch einmal ins dunkle Zimmer von Jonathan. Leyla hat sich vor seinem Bett zusammengerollt, ihre Ohren zucken leicht im Schlaf. Ich hocke mich neben sie und streiche ihr sanft über den Kopf. "Pass gut auf Jonathan auf", flüstere ich ihr zu.

Dann ziehe ich meine Jacke an, trete in den Flur und schließe leise die Tür hinter mir. In meiner Brust breitet sich ein Kribbeln aus – eine Mischung aus Nervosität und Vorahnung.

Irgendetwas sagt mir, dass diese Nacht Antworten bringen wird. Oder neue Fragen.

## Kapitel 6: Das Flüstern des Waldes

Die Nacht hat den Bredower Forst in eine dichte, schwarze Decke gehüllt. Die Straßenlaternen der letzten Wohngebiete sind längst hinter mir verblasst, als ich mit meinem Wagen auf den kleinen Parkplatz am alten Brieselanger Friedhof einbiege. Der Motor verstummt, und plötzlich ist es beängstigend still. Kein Windhauch, kein Zirpen von Insekten – nur die unheimliche, absolute Stille des Waldes.

Ein einzelner SUV steht bereits da. Alt, verstaubt, mit Kratzern an der Seite. Ein Jäger? Vielleicht. Ich sehe mich um, aber niemand ist in Sicht.

Ich checke mein Handy. 21:27 Uhr. Patricia sollte gleich kommen.

Keine zwei Minuten später blendet mich das Licht eines heranfahrenden Wagens. Ich blinzele gegen die Dunkelheit an, bis das Auto neben mir zum Stehen kommt. Patricia steigt aus, eine Taschenlampe in der Hand.

„Romantische Kulisse für ein erstes Date“, sagt sie trocken und leuchtet kurz umher. „Ich wette, Sie bringen jede Frau zu verlassenen Friedhöfen im Wald.“

„Nur die, die mutig genug sind, mitzukommen“, entgegne ich mit einem schiefen Grinsen.

Sie schnaubt leise, dann werden wir beide ernst. Ich hole das GPS-Gerät von Jonathan aus meiner Jackentasche und schalte es ein. Der Bildschirm leuchtet schwach auf, das kleine Gerät sucht nach Satelliten. Ich hoffe, dass es uns helfen kann, die exakte Stelle wiederzufinden. Mit gezückten Taschenlampen und dem GPS-Gerät in der anderen Hand betreten wir den Waldpfad.

Die Dunkelheit hier ist anders. Tiefer. Dicker. Die Bäume ragen wie schwarze Säulen auf, die Äste verflechten sich wie knochige Finger über

unseren Köpfen. Unsere Schritte klingen seltsam dumpf auf dem feuchten Waldboden, als würde der Wald unsere Präsenz verschlucken.

„Wo genau war das?“, fragt Patricia leise.

„Nicht mehr weit.“

Je tiefer wir gehen, desto mehr verlangsamen sich unsere Schritte. Das GPS-Gerät zeigt an, dass wir uns dem Geocaching-Punkt Nummer 3 nähern – genau der Stelle, an der Jonathan und ich am Sonntagnachmittag waren. Dort müssen wir den Hauptpfad verlassen.

Ich halte inne, blicke auf den kleinen Bildschirm des Geräts und dann auf den dunklen Wald, der sich vor uns auftut. "Hier müssen wir abbiegen", sage ich leise. "Genau hier ist Leyla abgehauen und dann wieder aus dem Wald aufgetaucht."

Patricia wirft mir einen unsicheren Blick zu, aber sie sagt nichts. Stattdessen nickt sie und folgt mir, während wir tiefer in das unwegsame Gelände vordringen.

Der Boden unter unseren Füßen wird weicher, der Geruch von feuchtem Moos und Erde wird intensiver. Doch etwas fühlt sich hier anders an. Ich kann nicht genau sagen, was es ist, aber diese Stelle hebt sich von der Umgebung ab. Es ist, als würde der Wald hier anders atmen, als wäre etwas verborgen, das nicht gesehen werden will.

Ich halte inne, werfe Patricia einen Blick zu. Sie sieht es auch. Ihr Lichtkegel wandert über die Fläche, bleibt auf einer unnatürlich ebenen Stelle liegen, als hätte jemand absichtlich versucht, den Boden unberührt wirken zu lassen. Ein beklemmendes Gefühl steigt in meiner Brust auf. Ich knie mich langsam nieder und beginne, mit den Händen das feuchte Laub zur Seite zu schieben. Patricia hält den Lichtstrahl der Taschenlampe genau auf die Stelle. Meine Finger spüren die Kühle des Erdreichs, und mein Herz beginnt schneller zu schlagen.

Mit beiden Händen grabe ich tiefer in den feuchten Waldboden. Die Erde fühlt sich seltsam locker an, als wäre sie erst vor Kurzem aufgewühlt oder verschoben worden. Meine Finger versinken fast widerstandslos in der dunklen Erde, die feuchte Kälte kriecht durch meine Haut bis in die Knochen. Ein unangenehmer, modriger Geruch steigt auf.

Der Boden ist nicht einfach nur weich – er wirkt unnatürlich bearbeitet, als hätte jemand absichtlich versucht, etwas zu verbergen. Meine Nägel füllen sich mit Dreck, der sich in die Haut meiner Finger gräbt, während meine Hände unaufhörlich weiter schaufeln. Das dumpfe, schmatzende Geräusch des aufgewühlten Erdreichs ist das Einzige, das in der bedrückenden Stille hörbar bleibt.

Es fühlt sich an, als hätte hier etwas Schweres gelegen. Der Boden gibt nach, nicht wie zufällig durch Wildschweine durchpflügt, sondern gezielt, fast methodisch. Die Oberfläche wurde notdürftig geglättet – doch darunter lauert etwas. Etwas, das nicht hier sein sollte.

Plötzlich stoße ich auf etwas Weiches.

Und dann spüre ich es.

Weicher Stoff unter meinen Fingern. Ich ziehe vorsichtig daran. Ein Ärmel. Dunkel, verwaschen, zerrissen.

„Oh Gott...“, höre ich Patricia murmeln.

Ich ziehe stärker, und dann rutscht etwas nach oben. Ein Arm. Ein menschlicher Arm. Blass, regungslos. Die Hand ist leicht verkrümmt, als hätte sie sich in den letzten Momenten an etwas festklammern wollen. Und zwei der Fingernägel fehlen.

Patricias Atem geht schnell. Sie hält sich die Hand vor den Mund, ihre Augen weiten sich entsetzt. Ein metallischer Geruch steigt mir in die

Nase, vermischt mit der feuchten Erde. Ich lasse den Arm abrupt los, mein Puls rast.

„Wir müssen hier weg“, flüstere ich.

Patricia nickt, fast mechanisch, und wir springen beide auf. Ich greife nach meinem Handy – kein Empfang.

„Verdammt!“, zische ich.

„Wir müssen zurück zur Straße! Dort haben wir vielleicht Empfang!“, sagt Patricia hastig.

Ich nicke, doch als wir uns zum Gehen wenden, knackt es hinter uns im Unterholz.

Wir erstarren.

Ein Geräusch, leise und kaum hörbar. Als würde jemand durch die Äste schleichen.

Ich leuchte mit der Taschenlampe in die Dunkelheit. Nichts.

Dann noch ein Knacken. Näher.

Patricia packt mich am Arm. „Los jetzt!“, zischt sie.

Wir rennen.

Die Bäume verschwimmen zu schwarzen Schatten. Äste peitschen gegen meine Jacke, der Boden ist rutschig. Mein Herz rast, mein Atem geht keuchend. Der Parkplatz kommt in Sicht.

„Fahr zur Hauptstraße!“, rufe ich Patricia zu. „Ich rufe die Polizei!“

Sie nickt hektisch und sprintet zu ihrem Auto.

Ich springe ins Auto, reiße die Tür zu und drehe den Schlüssel. Der Motor heult auf, die Scheinwerfer durchschneiden die Dunkelheit. Ohne nachzudenken trete ich aufs Gas und rase den Waldweg entlang zur Hauptstraße.

Kaum erreiche ich den Rand des Waldes, zeigt mein Handy wieder Empfang. Mit zitternden Fingern wähle ich den Notruf.

„Polizei Brandenburg, was ist Ihr Notfall?“

„Mein Name ist Martin Jablonski. Ich habe im Bredower Forst eine Leiche gefunden!“

Die Stimme am anderen Ende bleibt ruhig. „Wo genau befinden Sie sich?“

„Ich war am alten Brieselanger Friedhof. Mein Handy hatte dort aber keinen Empfang. Wir brauchen hier die Polizei.“

„Bleiben Sie dort, wir schicken eine Streife.“

Ich blicke in den Rückspiegel. Kein Auto hinter mir. Wo ist Patricia? Ist sie direkt nach Hause gefahren?

Nach einer scheinbar endlosen halben Stunde tauchen die Lichter eines Polizeiwagens auf. Ich steige aus und erkläre den Beamten die Lage. Zwei Beamte steigen aus, einer davon, ein älterer Mann mit ernstem Gesichtsausdruck, nickt mir zu.

„Fahren Sie uns hin.“

Ich fahre voraus, die Polizisten folgen mir in ihrem Wagen. Der dunkle Wald scheint sich um uns zu schließen, als würde er unsere Rückkehr erwarten. Der Lichtkegel meiner Scheinwerfer tastet sich durch die Finsternis, bis der Parkplatz am alten Friedhof auftaucht. Mein Herz schlägt schneller, als ich Patricias Auto entdecke.

Es steht da, genau wie zuvor.

Aber erst als der Lichtkegel meiner Scheinwerfer Patricias Auto streift, sehe ich es – es ist leer.

Ein Kälteschauer läuft mir den Rücken hinunter. Ich bremse vorsichtig und lenke den Wagen auf den Parkplatz. Der Kies knirscht unter den Reifen, als ich einpärke. Mein Blick bleibt auf Patricias Wagen haften – er steht genau dort, wo sie ihn zurückgelassen hat.

Die Polizisten steigen aus ihrem Wagen. Ich tue es ihnen gleich, meine Beine fühlen sich plötzlich schwer an. Gemeinsam gehen wir zu Patricias Auto. Die Taschenlampen der Beamten tasten über die glänzende Oberfläche. Keine offenen Türen, keine eingeschlagenen Fenster, keine Anzeichen eines Kampfes.

Doch Patricia ist nirgends zu sehen.

Ich blicke mich hektisch um, doch außer dem Taschenlampenlicht der Beamten, die hinter mir auftauchen, ist nichts zu sehen. Die Tür von Patricias Wagen ist geschlossen, keine Spuren im Dreck. Sie ist einfach... verschwunden.

„Sie war hier!“, sage ich, meine Stimme zittert leicht. Ich bin kurz davor, die Fassung zu verlieren. Ein Gefühl der Beklemmung schleicht sich in meine Brust, gepaart mit einem Anflug von Panik. Mein Blick irrt hektisch über den dunklen Parkplatz, als könnte Patricia irgendwo zwischen den Schatten auftauchen. Doch da ist nichts. Nur die kalte, unnachgiebige Leere.

Einer der Beamten wirft mir einen skeptischen Blick zu, doch der andere zückt ebenfalls seine Taschenlampe.

Der Beamte seufzt leise, seine Stimme klingt bereits leicht genervt. "Können Sie uns jetzt endlich die Stelle zeigen, wegen der wir überhaupt hier sind?"

Mit klopfendem Herzen führe ich sie zurück in den Wald. Die Dunkelheit scheint sich um uns zusammenzuziehen, die Äste ragen wie düstere Krallen in den Himmel. Jeder Schritt auf dem feuchten Waldboden klingt gedämpft, als würde der Wald unsere Anwesenheit verschlucken.

Mein Atem geht flacher, während wir tiefer vordringen. Die Taschenlampen werfen tanzende Schatten auf den moosbedeckten Boden, und ich spüre, wie die Anspannung in meinen Schultern wächst. Plötzlich bleibt einer der Polizisten stehen. "Hier ist nichts", murmelt er, sein Lichtkegel tastet über das Laub.

Mein Puls hämmert gegen meine Schläfen, als ich auf die Stelle blicke, an der wir vor kaum einer Stunde den Arm aus der Erde gezogen haben. Aber da ist nichts. Kein umgegrabenes Laub. Kein aufgewühlter Dreck. Der Boden sieht unberührt aus, als hätte nie jemand daran gerührt.

Mir wird eiskalt. Ich schlucke schwer. "Es war genau hier!" Meine Stimme überschlägt sich fast.

Doch der Wald bleibt still. Nur die schwachen Geräusche des Windes in den Baumkronen, das leise Knacken eines Astes in der Ferne. Die Beamten werfen sich einen Blick zu. Ich spüre, wie meine Hände zittern. Patricia ist nicht hier. Die Leiche ist verschwunden.

Die beklemmende Stille des Waldes drückt auf meine Brust.

Ein Polizist räuspert sich. "Sind Sie sicher, dass..."

„Ich bin mir verdammt sicher!“, unterbreche ich ihn scharf.

Die Polizisten beginnen, mit ihren Taschenlampen über den Boden zu leuchten, laufen in kleinen Kreisen umher, suchen nach irgendetwas, das meine Geschichte bestätigt. Doch es gibt nichts. Keine Spuren. Kein Hinweis auf Patricia. Kein Beweis dafür, dass hier vor kurzem eine Leiche lag.

Ich stehe da, der Puls hämmert in meinen Ohren. Mein Blick wandert umher, über die dunklen Silhouetten der Bäume, über die gespenstische Stille, die mich umgibt. Die Beamten werfen noch ein paar Lichtkegel über den Waldboden, aber ihre Bewegungen wirken nachlässig, routiniert, als hätten sie bereits beschlossen, dass hier nichts zu finden ist.

Nach gefühlten zehn Minuten – in denen sich die Dunkelheit noch drückender anfühlt – schüttelt einer der Polizisten den Kopf. „Hier ist nichts. Wir gehen zurück zum Parkplatz.“

Ein anderer wirft mir einen langen Blick zu, als wolle er prüfen, ob ich einfach nur müde oder verrückt bin. Doch ich kann nur nicken und folge ihnen mit schweren Schritten.

Zurück am Parkplatz fällt mein Blick auf die leere Stelle am Rand.

Der alte SUV ist verschwunden. Ich hatte es vorher gar nicht bemerkt. War er schon weg, als ich mit den Beamten angekommen bin oder erst danach?

Ein Schauer jagt mir über den Rücken. Die Realität scheint sich zu verschieben, als hätte sich der Wald gegen mich verschworen.

Ein Polizist klopft mir auf die Schulter, mustert mich mit besorgter Miene. „Herr Jablonski, Sie sehen aus, als hätten Sie einen Schock. Sollen wir einen Krankenwagen rufen?“

Ich verneine knapp, blicke die Beamten dabei jedoch nicht an. Sie tauschen einen kurzen Blick aus, dann folgt eine ermahrende Stimme. "Fahren Sie nach Hause, Herr Jablonski, und versuchen Sie, sich etwas auszuruhen."

Ich nicke fahrig, steige in mein Auto. Während ich den Schlüssel ins Zündschloss stecke, höre ich noch, wie einer der Polizisten mir eine gute Heimfahrt wünscht. Doch seine Worte klingen hohl, bedeutungslos. Meine Hände klammern sich um das Lenkrad, während mein Herz rast. War das alles nur Einbildung? Nein. Ich habe es gesehen. Ich habe es gespürt.

## Kapitel 7: Schatten der Wahrheit

Der Motor heult auf, als ich mit quietschenden Reifen vom Parkplatz beschleunige. Mein Herz rast, meine Gedanken überschlagen sich. Patricia ist weg. Die Leiche ist verschwunden. Und die Polizisten haben mich angesehen, als wäre ich nicht ganz bei Sinnen.

Die Dunkelheit des Waldweges flimmert an mir vorbei, während ich mit weit aufgerissenen Augen die Umgebung scanne. Der Wald scheint zu atmen, sich zu bewegen, als würde er mich hinausdrängen – oder zurückziehen wollen. Jeder Schatten am Wegesrand wirkt lebendig, jede Bewegung im Augenwinkel lässt meine Hände fester das Lenkrad umklammern. Mein Puls donnert in meinen Ohren.

Ich fahre zurück zur Hauptstraße, schalte mein Handy ein und wähle Patricias Nummer.

Die automatische Ansage lässt mir das Blut in den Adern gefrieren.

„Der Teilnehmer ist vorübergehend nicht erreichbar.“

Mir wird heiß und kalt.

Ich fahre weiter. Als ich in meine Wohnsiedlung einbiege, wird mir ganz komisch. Die drei Wohnblöcke stehen still da, als hätten sie mich nie verlassen. Doch irgendetwas fühlt sich anders an. Als wäre ich nur noch ein Besucher in meinem eigenen Leben.

Mit einem Ruck bremsen ich vor meinem Gebäude, schlage die Autotür zu und nehme zwei Stufen auf einmal. Meine Schlüssel klirren, als ich hastig die Tür aufschließe. In der Dunkelheit meiner Wohnung fühlt sich die Luft stickig an, als hätte sie sich seit meiner Abwesenheit nicht bewegt. Ich gehe sofort zu Jonathans Zimmer.

Mein Blick fällt auf das Bett – da liegt er, friedlich schlafend, sein Atem ruhig. Vor dem Bett, eingerollt wie ein Schutzschild, liegt Leyla. Ihr Ohr zuckt leicht, als sie meine Anwesenheit spürt, doch sie öffnet die Augen nicht. Ein Teil meiner Anspannung fällt von mir ab, doch die Kälte in meiner Brust bleibt.

Leise ziehe ich die Tür wieder zu und lehne mich schwer gegen die Wand. Mein Brustkorb hebt und senkt sich schnell, mein Körper ist immer noch voller Adrenalin. Ich presse meine Hände gegen meine Stirn, versuche meine Gedanken zu ordnen. Dann greife ich nach meinem Handy und wähle erneut Patricias Nummer.

Das Freizeichen ertönt nicht einmal. Wieder diese monotone, kalte Stimme: „Der Teilnehmer ist vorübergehend nicht erreichbar.“

Ich sehe auf die Uhr. 23:44 Uhr. Ich bin hellwach. Schlaf ist keine Option.

Aber was soll ich tun?

Die Polizei kann ich nicht noch einmal anrufen. Sie halten mich vermutlich schon für einen Spinner. Ich brauche etwas Handfestes. Etwas, das mir eine Richtung gibt. Ich muss wissen, mit wem ich es zu tun habe.

Ich kehre ins Schlafzimmer zurück, setze mich an meinen Rechner und öffne den Browser. Das bläuliche Licht des Bildschirms wirft unheimliche Schatten an die Wände. Das dumpfe Summen des Lüfters klingt plötzlich lauter als sonst. Ich tippe Claudia Anders in die Suchleiste ein.

Der Name der Rektorin bringt nur spärliche Ergebnisse. Ein paar Einträge über ihre Zeit an anderen Schulen, zwei Versetzungen. Keine Skandale, keine Kontroversen. Nichts, das ungewöhnlich wäre. Sie ist so unscheinbar wie eine alte Akte, die längst in Vergessenheit geraten ist.

Doch genau das macht mich stutzig. Jemand, der so lange in hohen Positionen arbeitet, hinterlässt Spuren. Warum nicht sie?

Dieter Pohlenz hingegen... Ich finde noch weniger. Seine Social-Media-Profile sind karg, fast leer. Keine Fotos aus seinem Alltag, keine Familie, kaum Freunde. Ein Geist im digitalen Zeitalter. Aber dann fällt mir etwas ins Auge – ein Detail, das ich fast übersehen hätte.

Unter „Hobbys“ steht: *Arbeit im Garten. Unter freiem Himmel. Ab in die Natur.*

Meine Hände verkrampfen sich um die Maus. Unter freiem Himmel. *Ab in die Natur.*

Ich denke an die weiche Erde im Wald. An den Boden, der sich angefühlt hat, als sei er erst vor kurzem aufgelockert worden. Nicht von Tieren, nicht von der Natur – sondern von menschlichen Händen. Methodisch. Gezielte Arbeit.

Ein Kribbeln läuft mir über die Wirbelsäule. Mein Atem geht flacher. Ich versuche mir einzureden, dass es nur ein Zufall ist, nur ein belangloser Eintrag auf einem Profil. Doch ich spüre, dass es das nicht ist. Mein Instinkt brüllt mich an, dass ich etwas gefunden habe, das nicht für meine Augen bestimmt war.

Mein Blick wandert zurück zum dunklen Flur, hinüber zu Jonathans Zimmer. Leyla ist da. Er ist sicher. Noch.

Aber zum ersten Mal habe ich das Gefühl, dass diese Wohnung mich nicht mehr schützt.

---

Die Müdigkeit überkommt mich mit der Wucht eines Vorschlaghammers. Als das Adrenalin langsam aus meinem Körper

weicht, spüre ich plötzlich, wie schwer meine Glieder sind. Ohne mich umzuziehen, lasse ich mich rücklings auf mein Bett fallen. Kaum trifft mein Kopf das Kissen, ziehen mich die Schatten der Erschöpfung in einen traumlosen Schlaf.

Plötzlich spüre ich eine Hand an meiner Schulter.

„Papa?“

Ich schrecke hoch. Jonathans Gesicht schwebt über mir, seine Stirn gerunzelt. „Hast du den Wecker nicht gehört? Ich muss los!“

Ich blinzele, mein Blick huscht zur Uhr auf dem Nachttisch. 07:42 Uhr. Verdammt. „Tut mir leid, Kumpel. Ich war wohl zu müde.“

Jonathan grinst, schnappt sich seinen Rucksack. „Schon gut. Ich fahr dann los. Bis später!“

Ich rufe ihm noch eine kurze Verabschiedung hinterher, doch da ist er schon aus der Tür. Leyla hebt kurz den Kopf, schmatzt müde und rollt sich wieder ein. Ich bleibe einen Moment sitzen, die Müdigkeit noch wie ein schwerer Mantel auf mir liegend. Dann zwingen mich unter die Dusche.

Das kalte Wasser reißt mich endgültig aus meiner Benommenheit. Frisch angezogen greife ich nach meinem Handy. Noch einmal wähle ich Patricias Nummer. Noch einmal dieselbe Ansage.

Ich kann nicht tatenlos herumsitzen. Ich muss wissen, ob sie zur Schule gekommen ist.

Mit schnellen Schritten verlasse ich die Wohnung, steige ins Auto und fahre los. Als ich auf den Lehrerparkplatz einbiege, stockt mir der Atem. Ein Wagen kommt mir entgegen, rollt langsam Richtung Ausfahrt.

Ein alter SUV. DER SUV.

Mein Herzschlag setzt für einen Moment aus. Am Steuer sitzt Dieter Pohlenz.

Mein Instinkt schreit mich an, etwas zu tun, ihn aufzuhalten – aber bevor ich reagieren kann, ist er bereits vorbei. Ich blicke ihm hinterher, bis er um die Ecke verschwindet.

Mein Körper spannt sich an. Ohne zu zögern springe ich aus dem Auto und stürme in das Schulgebäude.

Im Sekretariat werde ich von Frau Hansen abgefangen. „Frau Anders ist gerade im Unterricht. Sie können sich setzen und bitte zwanzig Minuten warten.“

Meine Hände ballen sich zu Fäusten, doch ich nicke nur, setze mich auf einen der unbequemen Stühle und warte. Die Minuten ziehen sich, mein Blick wandert immer wieder zur Tür. Dann endlich – die Pausenklingel. Keine fünf Minuten später betritt Frau Anders das Büro.

Ich folge ihr in ihr Büro, kaum dass sie Platz genommen hat. Mein Atem geht schneller, meine Hände ballen sich zu Fäusten. "Frau Anders, Frau Oppendorf ist verschwunden. Ich war gestern Abend mit ihr im Wald, weil ich dort etwas überprüfen wollte. Und dann habe ich auf dem Parkplatz vor dem alten Friedhof diesen alten SUV gesehen. Den gleichen, den ich gerade auf dem Lehrerparkplatz gesehen habe. Dieter Pohlenz war am Steuer!"

Frau Anders hebt eine Augenbraue und lehnt sich leicht zurück. Ein spöttisches Lächeln umspielt ihre Lippen. "Herr Jablonski, ich verstehe ja, dass Sie beunruhigt sind, aber darf ich fragen, was genau Sie und Frau Oppendorf mitten in der Nacht am Brieselanger Friedhof gemacht haben? Oder ist das eine private Angelegenheit?" Sie lacht leise, ihr Blick durchbohrt mich mit einer Mischung aus Belustigung und Skepsis.

"Und was diesen alten SUV angeht – Herr Pohlenz kann doch wohl parken, wo er möchte, oder nicht?"

Ich lehne mich nach vorne, meine Stimme schärfer als beabsichtigt. "Frau Anders, Sie müssen die Polizei rufen! Frau Oppendorf ist verschwunden und Dieter Pohlenz taucht plötzlich überall dort auf, wo er nicht sein sollte. Erst letzte Nacht am Friedhof, jetzt hier. Das ist kein Zufall!"

Frau Anders seufzt leise, hebt die Hände in einer beschwichtigenden Geste. "Herr Jablonski, ich verstehe, dass Sie beunruhigt sind. Ich sehe, dass Sie sich Sorgen machen, aber bitte, atmen Sie erst einmal tief durch. Es bringt doch nichts, sich in etwas hineinzusteigern. Setzen Sie sich, kommen Sie zur Ruhe, und erzählen Sie mir noch einmal genau, was passiert ist. Ich bin sicher, wir können eine Lösung finden."

Ihr Tonfall hat sich verändert. Weniger spöttisch, dafür einfühlsam. Ruhig. Ich spüre, wie die Wut, die in meiner Brust gebrodelt hat, langsam nachlässt. Mein Atem beruhigt sich, die Anspannung in meinen Schultern löst sich ein wenig. Sie spricht weiter, ihre Stimme sanft, fast mütterlich. "Ich bin hier, um Ihnen zu helfen. Ich will verstehen, warum Sie sich solche Sorgen um Frau Oppendorf machen. Vertrauen Sie mir, Herr Jablonski. Lassen Sie uns das gemeinsam angehen."

Ich blicke sie misstrauisch an, doch langsam, ganz langsam beginnt mein Puls sich zu beruhigen. Vielleicht hat sie recht. Vielleicht bringt es nichts, mich weiter in meinen eigenen Gedanken zu verfangen. Mein Körper fühlt sich erschöpft an, mein Kopf hämmert, und ein Teil von mir sehnt sich danach, dass jemand mir zuhört – wirklich zuhört.

Ich atme tief ein, schließe für einen Moment die Augen und lasse die Anspannung aus meinen Schultern gleiten. "Ja... warum nicht", sage ich schließlich, meine Stimme etwas ruhiger als zuvor.

Während ich mich in den Sessel vor ihrem Schreibtisch sinken lasse, faltet Frau Anders die Hände auf der Tischplatte und neigt den Kopf leicht zur Seite. Ihr Blick ist interessiert, vielleicht sogar ein wenig mitfühlend.

"Erzählen Sie mir, Herr Jablonski. In Ruhe. Was genau hat Sie letzte Nacht in den Bredower Forst geführt?"

Ich schiebe mein Misstrauen beiseite, zumindest für den Moment, und beginne zu erzählen. Ich erwähne, dass ich mit Frau Oppendorf eine Spur verfolgen wollte, dass meine Hündin Leyla an einer bestimmten Stelle gebuddelt hat und dass mich etwas an diesem Ort einfach nicht losließ. Ich erzähle von dem Splitter in Leylas Pfote, der Jonathan an einen anderen erinnerte, den er in der Schule gefunden hatte. Von der weichen Erde, die sich so angefühlt hat, als sei sie erst vor kurzem umgegraben worden.

Frau Anders nickt langsam, ihre Augen unverändert auf mich gerichtet. "Das klingt... seltsam. Aber verstehen Sie mich nicht falsch, Herr Jablonski. Ich kann sehen, dass Sie ehrlich besorgt sind. Möchten Sie vielleicht einen Kaffee? Oder etwas anderes zu trinken?"

Ich zögere kurz, dann nicke ich. "Ein Kaffee wäre gut. Mein erster heute."

Frau Anders lächelt sanft, erhebt sich und verlässt das Büro. Ich lasse meinen Blick durch den Raum schweifen, während ich auf sie warte. Das Büro ist ordentlich, fast steril, ohne jegliche persönliche Note. Kein einziges Foto auf dem Schreibtisch, kein Anzeichen von Chaos – alles wirkt sorgfältig arrangiert.

Nach wenigen Minuten kehrt sie mit einer dampfenden Tasse zurück und stellt sie vorsichtig vor mir ab. "Hier, stark und schwarz. Bitte, erzählen Sie weiter."

Ich nehme die Tasse, spüre die angenehme Wärme in meinen Händen, und trinke den ersten Schluck. Der bittere Geschmack breitet sich auf meiner Zunge aus. Während ich weiter erzähle, nippe ich immer wieder daran, lasse die Worte fließen – über die merkwürdig lockere Erde im Wald, über Leylas Reaktion, über mein Gefühl, dass etwas nicht stimmt.

Dann passiert es.

Ein stechender Schmerz fährt mir durch den Kopf. Erst kaum wahrnehmbar, dann unerträglich. Es fühlt sich an, als ob mein Schädel von innen zusammengepresst wird. Alles um mich herum wird dumpf, wie in Watte gehüllt. Mein Blick verschwimmt, die Umrisse von Frau Anders werden zu einem nebligen Schleier.

Meine Finger verlieren an Kraft. Die Kaffeetasse gleitet mir aus der Hand, zerschellt auf dem Boden. Der dunkle Inhalt breitet sich wie eine ölige Lache über die Fliesen aus.

Mein Körper sackt zur Seite. Meine Beine gehorchen mir nicht mehr. Ein Rauschen dröhnt in meinen Ohren, meine Brust wird schwer.

Kurz bevor mein Bewusstsein in tiefe Schwärze und Stille absinkt, höre ich noch ihre ruhige, beinahe zärtliche Stimme:

"Tempus regit actus"

## **Kapitel 8: Gefangen in der Dunkelheit**

Meine Gedanken kehren zurück in das Hier und Jetzt. Zurück in mein Gefängnis aus Holz und Metall. Eng, unverrückbar, stabil.

Mein Atem beschleunigt sich. Ich versuche, einen klaren Gedanken zu fassen, doch das Blut pocht in meinen Ohren, meine Brust hebt und senkt sich hektisch.

Der Sauerstoff...

Die Erkenntnis trifft mich wie ein Schlag: Die Luft in diesem verdammten Kasten ist begrenzt. Mein eigener Atem prallt gegen die Holzdecke über mir zurück, die verbrauchte Luft sammelt sich. Ich erinnere mich vage daran, dass ein steigender CO<sub>2</sub>-Gehalt zuerst Kopfschmerzen verursacht, dann Schwindel, schließlich Bewusstlosigkeit. Und danach? Ersticken.

### **Reiß dich zusammen!**

Ich zwingen mich, langsamer zu atmen, die Panik zu unterdrücken. Meine Finger tasten über die rauen, spröden Holzwände, verstärkt mit kaltem Metall. Ich krümme sie, kratze mit den Nägeln über die Oberfläche, suche nach einer Ritze – nach irgendetwas, das nachgibt. Vergeblich.

Dann höre ich es.

Ein leises Kratzen. Ein dumpfes Klopfen.

Mein Herz setzt aus. Sind sie es? Sind sie zurückgekommen, um es zu beenden? Ich halte den Atem an, spitze die Ohren. Schritte auf Kies, eine Bewegung. Dann – eine Stimme.

„Hallo? Ist da jemand?“

Ich blinzele. Die Stimme ist kratzig, alt. Nicht die eines Mannes wie beim letzten Mal. Eine Frau. Ich versuche, mich zu rühren, gegen das Holz zu schlagen, doch mein Körper ist schwer wie Blei.

„Hilfe! Ich bin hier drin! Lassen Sie mich raus!“

Draußen höre ich ein erschrockenes Keuchen. Dann das Geräusch von Metall auf Holz. Ein Schieberiegel wird gelöst. Mit einem lauten Knarren öffnet sich der Deckel des Sargs, und frische, kühle Luft strömt mir entgegen. Ich atme tief ein, sauge den Sauerstoff gierig in meine Lungen. Mein Kopf dröhnt, doch mit jedem Atemzug lichtet sich der Schleier der Benommenheit.

Vor mir steht eine ältere Dame, ihr Gesicht von Falten gezeichnet, die Hände leicht zitternd. Sie mustert mich mit einer Mischung aus Sorge und Misstrauen.

„Junger Mann... was zum Teufel tun Sie hier?“

Ich blinzele, versuche, mich zu sammeln. Mein Körper ist steif, meine Muskeln schmerzen, doch ich richte mich langsam auf. Erst jetzt nehme ich meine Umgebung wahr. Der Sarg, in dem ich lag, steht aufrecht an einer alten Steinmauer. Um mich herum verwitterte Grabsteine, moosbewachsene Kreuze. Ein Friedhof.

Der Brieselanger Friedhof.

Ich schlucke schwer, drehe mich zu der alten Dame. Ihre grauen Haare sind zu einem lockeren Knoten gebunden, sie trägt einen langen, dunklen Mantel. In der linken Hand hält sie einen kleinen Besen und eine Gießkanne.

„Ich... ich weiß es nicht“, bringe ich keuchend hervor. Mein Hals ist rau, als hätte ich tagelang nicht gesprochen. „Was machen Sie hier? Wie sind Sie hergekommen?“

Die Frau runzelt die Stirn und deutet auf ihr Fahrrad, das an die Mauer gelehnt ist. „Ich bin hier, um das Grab meiner Schwester zu pflegen. Ich komme jede Woche und fahre immer mit meinem Fahrrad hierher. Als ich das Klopfen hörte, dachte ich zuerst, ich bilde es mir ein. Dann sah ich die Kiste...“

Ich folge ihrem Blick. Der Sarg – oder eher die massive Holzkiste mit Metallverstärkungen – wirkt von außen unscheinbar, fast wie eine alte Transportkiste. Niemand würde auf den ersten Blick vermuten, dass jemand darin eingesperrt war.

„Kann ich mir das Fahrrad leihen?“ Meine Stimme ist belegt, mein Körper noch instabil, aber ich weiß, dass ich hier so schnell wie möglich weg muss. „Ich bringe es sofort zurück.“

Die Frau mustert mich skeptisch, dann zuckt sie mit den Schultern. „Meinetwegen. Ich bin noch eine Weile hier.“

Ich nicke dankbar, taumle leicht, als ich mich aufrichte. Meine Beine gehorchen mir nicht ganz, aber ich zwingen sie zur Bewegung. Wackelig erreiche ich das Fahrrad, greife nach dem Lenker und schwinde mich unbeholfen auf den Sattel.

Noch einmal wandert mein Blick zurück zur Kiste. Ein Schauer läuft mir über den Rücken.

Dann trete ich in die Pedale und fahre zur Hauptstraße.

---

An der Hauptstraße angekommen, taucht die tiefstehende Aprilsonne die Straße in warmes, goldenes Licht. Autos rauschen an mir vorbei. Ich halte kurz inne, versuche meine Atmung zu kontrollieren. Mein Kopf dröhnt, doch mein Überlebensinstinkt treibt mich weiter.

Plötzlich durchfährt mich ein Schock. Ich taste hektisch meine Taschen ab.

Mein Handy. Mein Portemonnaie. Meine Schlüssel.

Alles weg.

Ein kalter Schauer läuft mir über den Rücken. Sie haben mir alles abgenommen.

Ich muss nach Hause. Ich muss sicherstellen, dass Jonathan in Ordnung ist.

Ich steige wieder aufs Fahrrad und trete so kräftig in die Pedale, wie es meine schmerzenden Beine zulassen. Jeder Meter zieht sich, aber schließlich erreiche ich meinen Wohnblock im Forstweg. Ich springe ab, lasse das Rad achtlos fallen und renne zur Tür.

Ohne Schlüssel bleibt mir nur eine Möglichkeit. Ich klopfe. Erst sanft, dann fester. Mein Herz hämmert.

Schritte hinter der Tür.

Dann fliegt sie auf. Ich starre völlig überrascht, mein Atem stockt. Sarah steht vor mir, die Stirn in tiefe Falten gelegt, ihre Augen weiten sich. Für einen Moment scheint die Zeit stillzustehen. Auch sie starrt mich verwirrt an, ihr Blick wandert über mein zerzaustes Haar, meine schmutzige Kleidung, meine blassen Gesichtszüge. Ein Ausdruck von Fassungslosigkeit huscht über ihr Gesicht, bevor er von einer Welle aus Wut und Unglauben verdrängt wird.

Hinter ihr, nur einen Meter entfernt, steht Jonathan. Sarahs Gesicht verzerrt sich vor Wut, als sie mich mustert. Ich starre sie weiterhin an, unfähig, ein Wort herauszubringen. Dann explodiert Sarah. Sie packt

meinen Arm, zieht mich mit einer Wucht in die Wohnung, dass ich fast stolpere. „Wo zum Teufel warst du?! Sieh dich an! Wie du aussiehst!“

Ich will antworten, doch meine Kehle ist trocken. Stattdessen sinke ich vor Jonathan auf die Knie und ziehe ihn fest in meine Arme. Er zuckt kurz, doch dann erwidert er die Umarmung.

„Es tut mir leid, mein Junge“, flüstere ich heiser. „Es tut mir so leid.“

Leyla springt aufgeregt um uns herum, drückt ihre feuchte Schnauze gegen meine Schulter.

Jonathan löst sich langsam aus der Umarmung. Sarah redet unaufhörlich weiter, ihre Worte dringen nur gedämpft zu mir durch. Mein Atem geht schwer, mein Herz hämmert, meine Gedanken wirbeln durcheinander. Ihre Stimme verschwimmt mit dem Rauschen in meinen Ohren. Ich richte mich auf, sehe sie an.

„Bitte... halt kurz die Klappe. Ich erkläre dir alles. Aber nicht jetzt.“

Sie funkelt mich an, doch bevor sie antworten kann, frage ich: „Bist du mit dem Wagen hier?“

Sarah nickt. "Ich bin heute mit meinem weißen SUV hier." Ich atme tief durch. „Fahr mit Jonathan zum Friedhof. Dort ist eine alte Dame. Bring sie nach Hause. Ich erkläre dir später, warum.“

In diesem Moment klingelt es an der Tür.

„Das wird Sebastian sein“, murmelt Sarah und öffnet. Sebastian tritt ein.

„Was ist denn hier los?“ fragt Sebastian verwirrt.

Ich packe ihn fest an den Schultern, mein Blick durchdringend. „Keine Zeit! Wir müssen los. Sofort!“

Bevor Sarah protestieren kann, ziehe ich den überforderten Sebastian mit mir ins Treppenhaus.

## Kapitel 9: Die Flucht ins Ungewisse

Ich ziehe Sebastian aus dem Treppenhaus hinaus auf den Gehweg vor dem Wohnblock. Die Sonne ist mittlerweile verschwunden, und der Himmel färbt sich in dunklem Blau. Die Straßenlaternen werfen kaltes Licht auf den Gehsteig, der Asphalt glänzt feucht vom Tau. Ein kühler Windzug streicht über mein Gesicht, doch ich spüre ihn kaum. Mein Herz rast.

Sebastian reißt sich von meinem Griff los, stößt meine Hand von seinem Arm. "Bist du völlig übergeschnappt?!" Seine Stimme überschlägt sich, seine Augen sind geweitet. "Was ist hier los, verdammt nochmal?!"

Ich schüttele den Kopf, ringe nach Worten. Mein Hals fühlt sich eng an, meine Brust schnürt sich zusammen. "Hör zu, wir haben keine Zeit. Wo ist dein Auto?"

Sebastian weicht einen Schritt zurück. "Vergiss es, nicht bevor du mir sagst, was hier los ist! Du kommst aus dem Nichts, siehst aus, als wärst du einem Albtraum entflohen, reißt mich hier raus und verlangst, dass ich einfach losfahre? Spinnst du?!"

Mein Atem geht unregelmäßig, meine Finger zittern. "Bitte, Sebastian!" Meine Stimme bricht fast. "Ich kann dir das alles im Auto erklären, aber wir müssen jetzt los. Sofort. Es ist... es ist eine Katastrophe. Ich brauche deine Hilfe."

Sebastian mustert mich für einen Moment schweigend. Sein Blick gleitet über mein zerzaustes Haar, die Dreckspuren auf meiner Kleidung, die Abschürfungen an meinen Händen. Ich sehe aus wie jemand, der gerade aus einer Hölle entkommen ist. Und in gewisser Weise stimmt das.

"Martin..." Seine Stimme ist nun ruhiger, fast besorgt. "Was ist passiert?"

Meine Kehle zieht sich zusammen, Tränen steigen mir in die Augen. Ich presse die Lippen aufeinander, versuche meine Fassung zu wahren, doch meine Hände ballen sich so fest zu Fäusten, dass meine Fingernägel sich schmerzhaft in die Haut graben.

"Ich kann es dir jetzt nicht erklären." Meine Stimme ist kaum mehr als ein Flüstern. "Aber wenn wir nicht sofort fahren, könnte es zu spät sein."

Sebastian starrt mich an. Sein Blick wandert zwischen mir und dem Wohnblock hin und her, als ob er abwägen würde, ob er mir vertrauen kann. Schließlich seufzt er, schüttelt den Kopf und greift in seine Jackentasche. "Mein Auto steht da drüben."

Er deutet auf einen dunkelgrauen Kombi, der unter einer Laterne am Straßenrand geparkt ist. Ohne ein weiteres Wort wende ich mich ab und renne darauf zu. Ich höre Sebastian hinter mir murmeln: "Verdammte Scheiße, was habe ich mir da eingebrockt..."

Er folgt mir dennoch, und als er die Fahrertür aufschließt, weiß ich: Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

"Zur Zeebra bitte", sage ich, als Sebastian den Motor startet. Die Räder knirschen leicht auf dem Asphalt, als er vom Straßenrand auf die Hauptstraße lenkt. Ich merke, wie er mich von der Seite mustert, doch er sagt nichts. Er wartet auf eine Erklärung.

Ich hole tief Luft und beginne mit knappen, abgehackten Sätzen zu sprechen. Ich erzähle von der Leiche im Wald, von dem SUV, den ich gestern Abend gesehen habe. Ich erzähle von Patricia Oppendorf, die verschwunden ist, und von Dieter Pohlenz, der sie vielleicht als Letzter gesehen hat. Ich erzähle von der Rektorin Clara Anders, von meiner Flucht vom Friedhof. Von Jana Ulmen.

Sebastian fährt schweigend weiter. Er sagt nichts, stellt keine Fragen, doch sein Griff um das Lenkrad wird fester. Seine Kiefer mahlen aufeinander, und ich kann sehen, wie er meine Worte verarbeitet.

Als wir die Zebra-Grundschule erreichen, parkt er den Wagen nicht direkt vor dem Eingang, sondern einige Meter entfernt – gerade so weit, dass wir einen klaren Blick auf den Parkplatz und den Schuleingang haben. Die Scheinwerfer erlöschen, und ein unheilvolles Schweigen legt sich über uns.

Dann passiert es.

Die Tür der Schule öffnet sich, und eine massive Gestalt tritt heraus. Dieter Pohlenz. Im schwachen Licht der Straßenlaternen sehen wir, wie er sich umsieht, bevor er schwere Säcke über den Schulhof zu seinem SUV schleppt. Er lädt sie in den Kofferraum, seine Bewegungen ruhig, methodisch.

Sebastian und ich halten den Atem an. Wir beobachten die Szene minutenlang. Pohlenz arbeitet ohne Hast, so als hätte er keine Angst, entdeckt zu werden. Ich spüre, wie sich Sebastians Körper anspannt, seine Hände fester um das Lenkrad greifen.

Dann zieht er plötzlich sein Handy hervor. Seine Finger fliegen über das Display, er wählt eine Nummer. Sekunden später höre ich die Stimme eines Polizeibeamten.

„Notrufzentrale, was kann ich für Sie tun?“

Sebastian spricht mit fester Stimme, doch seine Anspannung ist unüberhörbar. "Ich beobachte gerade eine mögliche Entführung an der Zebra-Grundschule in Brieselang. Bitte schicken Sie sofort Beamte, es ist Gefahr in Verzug!"

Ein kurzes Schweigen. Dann fragt die Stimme in sachlichem Ton: „Können Sie mir nähere Informationen geben? Sind Sie sicher, dass es sich um eine Entführung handelt?“

Sebastian nickt, als könne die Person am anderen Ende ihn sehen. "Ja. Ich habe beobachtet, wie ein Mann vor wenigen Minuten eine vermummte Person in die Schule getragen hat. Jetzt lädt er schwere Säcke aus dem Gebäude in seinen SUV. Das sieht nicht nach normalen Schulaktivitäten aus. Bitte schicken Sie sofort eine Streife!"

Der Beamte gibt eine knappe Anweisung. "Bleiben Sie in Deckung und verlassen Sie nicht Ihr Fahrzeug. Eine Streife ist unterwegs."

Sebastian beendet das Gespräch und legt das Handy auf seinen Schoß. Er sieht mich an, seine Stirn in tiefe Falten gelegt. "Jetzt warten wir."

Keine fünf Minuten später hören wir das erste Aufheulen von Sirenen in der Ferne. Blaulichter tanzen zwischen den Gebäuden der Schule, werfen flackernde Schatten auf den Parkplatz. Mindestens drei Polizeiwagen rasen heran, bremsen abrupt, und mehrere Beamte springen heraus.

Dieter Pohlenz steht erstarrt neben seinem Wagen, die Hände noch an einem der Säcke.

Sebastian und ich reißen die Autotüren auf und springen hinaus. Der kalte Wind schlägt mir ins Gesicht, doch ich nehme ihn kaum wahr. Meine Beine tragen mich von selbst, angetrieben von Adrenalin und Angst. Wir rennen auf die Beamten zu, die bereits in Aktion sind.

Mehrere Polizisten haben ihre Waffen gezogen, die Mündungen fest auf Dieter Pohlenz gerichtet. Ihr Brüllen hallt über den Parkplatz:

"Hände hinter den Kopf! Keine plötzlichen Bewegungen!"

Pohlentz hebt die Hände langsam, als hätte er alle Zeit der Welt. Seine Miene bleibt ausdruckslos. Das flackernde Blaulicht der Polizeiwagen taucht sein Gesicht in ein gespenstisches Spiel aus Licht und Schatten, lässt ihn für einen Moment beinahe unnatürlich wirken.

"Runter auf die Knie! Jetzt!" donnert einer der Beamten.

Langsam und scheinbar unbeeindruckt sinkt Pohlentz vor sich auf die Knie, während die Polizisten ihn weiter mit gezogenen Waffen im Visier halten. Ein Beamter tritt vorsichtig näher, sein Blick wachsam, seine Haltung angespannt. Zwei weitere sichern den Bereich ab, ihre Finger dicht am Abzug.

"Keine plötzlichen Bewegungen! Hände auf den Rücken!"

Pohlentz gehorcht, seine Bewegungen wirken fast träge, als würde er das Ganze nicht wirklich ernst nehmen. Dann schnellt einer der Beamten vor, packt ihn mit festem Griff an den Handgelenken und legt ihm die Handschellen an. Ein kaltes Klicken hallt über den leeren Parkplatz. Pohlentz hebt den Kopf, ein seltsames, beinahe amüsiertes Lächeln auf den Lippen.

Plötzlich reißt eine junge Beamtin den Kopf hoch, als sie unsere hastigen Schritte bemerkt. Ihre Augen weiten sich für einen Moment, dann wirbelt sie blitzschnell herum, ihre Waffe zielt direkt auf uns.

"Keine Bewegung! Hände hoch!" Ihre Stimme ist scharf und durchdringend, ihr Blick durchbohrt uns mit professioneller Wachsamkeit.

Wir stoppen abrupt. Mein Herz rast. Ich hebe langsam die Hände, meine Finger zittern. "Wir sind es!" ruft Sebastian atemlos. "Ich habe den Notruf gewählt!"

Die Beamtin mustert uns misstrauisch, ihre Finger liegen noch am Abzug. Dann senkt sie langsam die Waffe.

In dem Moment, als die Beamtin ihre Waffe senkt, setzt sich mein Körper wie von selbst in Bewegung. Ein roter Schleier aus Wut und Verzweiflung legt sich über meine Gedanken. Ich sprinte los, rase direkt auf Dieter Pohlenz zu. Die Polizisten rufen mir etwas zu, doch ich höre nichts mehr außer dem dröhnenden Puls in meinen Ohren.

Kurz bevor ich ihn erreiche, packen mich zwei Beamte mit eisernem Griff. Ich reiße mich los, doch sie halten mich fest, drücken meine Arme nach hinten. Ich schreie, winde mich, fuchtele mit den Händen. „Du Dreckskerl! Was hast du mit ihr gemacht?!“ Meine Stimme überschlägt sich vor Zorn.

Pohlenz steht da, als wäre er vollkommen unbeteiligt. Seine Hände sind auf dem Rücken gefesselt, zwei Polizisten stehen links und rechts von ihm. Doch anstatt eingeschüchtert zu wirken, grinst er nur – breit und selbstzufrieden.

„Was ist das denn für ein Kasperletheater?“, fragt er und lässt den Kopf leicht schieflegen. Seine Augen funkeln spöttisch. „Und wer ist dieser Spinner?“

## Kapitel 10: Der verborgene Keller

Die Hände hinter dem Rücken verschränkt, versuche ich meine aufsteigende Wut zu unterdrücken. Die Beamten haben mich an die Wand gedrängt, als wäre ich selbst ein Verdächtiger. Ich spüre, wie sich meine Fingernägel in meine Handflächen graben. Dann taucht Sebastian auf, sein Blick durchdringend.

"Lassen Sie ihn los. Er wollte doch nur helfen", sagt er bestimmt.

Der Polizist vor mir mustert mich mit hochgezogenen Augenbrauen. "Wenn er sich nochmal so aufführt, wird er gefesselt. Verstanden?"

Ich nicke wortlos, doch meine Augen bleiben auf Dieter Pohlenz geheftet. Die Beamten haben ihn in den Eingangsbereich der Schule geführt, wo sie ihn befragen. Sein Gesicht ist regungslos, seine Stimme ruhig.

"Name?"

"Dieter Pohlenz."

"Was machen Sie hier?" fragt der Beamte scharf, während er Pohlenz eindringlich mustert.

"Ich bin Hausmeister. Schon lange." Seine Stimme bleibt kühl, emotionslos. Keine Unsicherheit, kein Zögern. Jedes Wort ist glatt wie ein geschliffener Stein, als hätte er diese Sätze unzählige Male eingeübt. Sein Blick bleibt ruhig, beinahe herausfordernd. Kein Flackern, keine Unruhe. Nur eine unheimliche, gefrorene Souveränität.

"Und wo waren Sie in den letzten Stunden?"

Er zuckt mit den Schultern. "Hier. In der Schule. Habe nach dem Rechten gesehen."

Ich mache einen Schritt vor, will etwas sagen, doch Sebastian packt mich am Arm. "Nicht jetzt", zischt er mir zu und wendet sich an die Beamten. "Wer leitet den Einsatz?"

Ein kräftiger Mann mit wettergegerbtem Gesicht tritt vor. "Das bin ich – Ingo Roter. Worum geht es?"

Sebastian atmet tief durch. "Martin glaubt, dass hier jemand festgehalten wird. Dass eine Entführung vorliegt."

Der Einsatzleiter wendet sich an mich. "Haben Sie Beweise dafür?"

"Mein Bauchgefühl reicht Ihnen wohl nicht?" spucke ich die Worte aus.

Keine Reaktion. Dann fällt mir auf, dass Pohlenz nervös geworden ist. Sein Blick huscht für den Bruchteil einer Sekunde ins Treppenhaus. Ich folge seiner Blickrichtung.

"Durchsuchen Sie die Schule!" sage ich mit Nachdruck, meine Stimme schneidet durch die angespannte Stille. Mein Atem geht schwer, meine Hände sind zu Fäusten geballt. Ich spüre, wie mein Puls rast, doch ich halte den Blick fest auf den Einsatzleiter gerichtet. "Sofort!" füge ich hinzu, diesmal lauter, energischer. Ich dulde keine Widerrede.

Der Einsatzleiter sieht mich einen Moment lang an, dann gibt er seinen Männern einen Wink. "Macht euch an die Arbeit." Dann zeigt er mit dem Finger direkt auf mich, seine Stimme schneidend scharf. "Wehe, wenn wir hier heute nichts finden, junger Freund."

Wir durchkämmen die Flure, öffnen Türen, spähen in leere Klassenzimmer. Einer der Beamten hält Pohlenz' Schlüsselbund in der Hand. Doch nichts. Kein Hinweis. Kein Geräusch.

Meine Finger zittern. Was, wenn ich mich geirrt habe?

Wir gehen weiter den Flur entlang, die Anspannung in der Luft spürbar. Plötzlich fällt mein Blick auf die Beamtin, die im Treppenhaus steht. Ihre Hände tasten suchend die Wände ab, als würde sie dort etwas vermuten. Ihre Stirn ist gerunzelt, ihr Blick konzentriert. Ein merkwürdiges Gefühl beschleicht mich.

Pohlentz tritt regungslos neben den Beamten her, seine Miene bleibt ausdruckslos. Keine Spur von Nervosität oder Unsicherheit – nur diese erschreckende Gleichgültigkeit, die mich frösteln lässt.

"Hier!" Die Stimme der jungen Beamtin schneidet durch das Schweigen. Ich drehe mich um und sehe, wie sie an einer Wand im Treppenhaus steht. Auf der Wand sind lauter bunte und anscheinend selbstgebastelte Schülerplakate angebracht. Ihre Hand tastet über eine feine Kante.

Mein Herz hämmert. Die Beamtin hebt langsam die Schülerplakate zur Seite. Das Papier raschelt leise, während sie Schicht für Schicht entfernt. Dann hält sie inne. Darunter kommt ein Türschloss zum Vorschein – alt, verstaubt, mit Kratzern im Metall. Direkt darunter ist ein eingelassener Griff, kaum sichtbar, als hätte jemand ihn absichtlich verborgen. Ich schüttele mich kurz. Eine Tür.

Die Beamten probieren alle Schlüssel aus – doch keiner passt. Pohlentz steht regungslos da, dann hebt er plötzlich die Augenbrauen, als wolle er überrascht wirken. "Hm?" murmelt er, bevor er mit gespielter Verwunderung den Kopf schüttelt. "Ich... ich habe diese Tür noch nie zuvor gesehen." Seine Stimme ist ruhig, fast zu ruhig. Doch in seinen Augen blitzt für einen kurzen Moment etwas auf – ein Hauch von Unsicherheit oder Verärgerung, bevor er wieder in seine undurchdringliche Maske verfällt.

"Tempus regit actus", murmele ich. Immer wieder, leise, fast tonlos, während ich rastlos auf und ab gehe. Die Worte hallen in meinem Kopf

wider, wie ein Mantra, das sich verselbstständigt hat. Meine Schritte sind unkontrolliert, mein Blick gehetzt.

Die junge Beamtin tritt näher, ihre Stirn in Falten gelegt. "Was sagen Sie da?" fragt sie vorsichtig.

Ich halte inne, blinzele sie an und wiederhole mechanisch: "Tempus regit actus."

Sie neigt den Kopf, murmelt die Worte nach und runzelt die Stirn. "Die Zeit regiert das Handeln?" Ihr Blick sucht meinen. "Was bedeutet das?" Dann schüttelt sie leicht den Kopf und fügt hinzu: "Ich hatte Latein in der Schule, aber so eine Redewendung habe ich noch nie gehört."

Mein Atem stockt. Die Zeit. Die Uhren.

Mit einem Mal trifft es mich wie ein Schlag. Ich drehe mich abrupt um und stürme los. "Die Uhren!" rufe ich. "Dort muss er sein!"

Ich renne los, die anderen hinter mir. Im Eingangsbereich bleibe ich abrupt stehen. Überall hängen Uhren an den Wänden – große, kleine, runde, kantige. Doch keine davon zeigt die richtige Zeit. Einige gehen vor, andere hinken hinterher, eine dreht sich sogar langsam rückwärts. Aber nur eine bleibt vollkommen still. Mein Blick fixiert sie. Ein unheilvolles Gefühl kriecht mir den Rücken hinauf.

"Diese Uhr... sie ist es", murmele ich.

Ein Polizist entdeckt eine Leiter, die versteckt in einer Ecke des Eingangsbereiches steht. Er zieht sie hervor, stellt sie auf und steigt hinauf. Vorsichtig hebt er die Uhr von der Wand. In diesem Moment löst sich ein kleines Metallstück aus der Rückseite der Uhr, fällt klirrend auf den Boden. Ein Schlüssel.

Ich starre ihn an, dann hebe ich ihn zitternd auf.

Ohne zu zögern, drehe ich mich um und renne zurück ins Treppenhaus. Mein Herz schlägt heftig gegen meine Rippen, meine Schritte hallen durch die leeren Flure. Doch als ich das Treppenhaus erreiche, stockt mir der Atem. Der Beamte, der Dieter Pohlenz bewachen sollte, ist verschwunden. Und mit ihm Pohlenz.

Ich blicke mich hastig um. Kein Zeichen von einem Kampf, keine Spur von einem Fluchtweg. Er ist einfach... fort. Mein Atem geht schneller.

Der Einsatzleiter kommt keuchend ins Treppenhaus, bleibt stehen und sieht sich verwirrt um. "Wo ist Schuster? Wo ist der Verdächtige?" Seine Stimme ist scharf, alarmiert.

Ich kann nichts sagen, deute nur stumm auf den leeren Platz, an dem Pohlenz hätte stehen sollen.

Der Einsatzleiter flucht leise, dann bellt er Befehle: "Sucht ihn! Sofort!" Zwei Beamte lösen sich aus der Gruppe und stürmen los, die Korridore entlang.

Meine Finger umklammern den kalten Metallschlüssel, als wäre er meine letzte Hoffnung. Ich atme flach, mein Herz hämmert so laut in meiner Brust, dass es die Stille im Treppenhaus zu zerreißen droht. Langsam, mit zitternden Händen, schiebe ich den Schlüssel ins Schloss. Das Metall kratzt leicht, rastet dann ein.

Ich halte die Luft an. Drehe ihn. Ein dumpfes Knacken hallt durch den Flur, gefolgt von einem schrillen Echo, das sich an den Wänden bricht. Ein Moment lang scheint die Zeit stillzustehen.

Ich lege meine Hand auf den Griff, meine Finger sind schweißnass. Dann ziehe ich. Die Tür gibt nach, knarzt leise. Ein Spalt öffnet sich, dahinter gähnt Schwärze. Ein kalter Luftzug schlägt mir entgegen, so eisig, dass er mir das Blut in den Adern gefrieren lässt. Meine Knie sind weich, doch ich zwingen mich, die Tür weiter aufzuziehen.

Hinter mir verstummen die Beamten. Niemand spricht ein Wort. Wir alle starren in den klaffenden Abgrund, in das Dunkel, das vor uns liegt. Ich schlucke schwer. Was zur Hölle erwartet uns dort unten?

Finsternis gähnt uns entgegen.

Die Treppenstufen führen in die Dunkelheit hinab, als wäre es der Eingang in eine andere Welt. Kalte Luft schlägt uns entgegen, vermischt mit einem metallischen Geruch, der mir sofort Übelkeit bereitet.

Der Einsatzleiter hebt seine Pistole, seine Haltung ist angespannt, die Augen scharf auf den Abgrund gerichtet. Neben ihm steht die junge Polizistin, ebenfalls mit gezogener Waffe, die Finger fest um den Griff geschlossen. Beide schalten ihre Taschenlampen ein, die Lichtkegel zittern leicht auf den feuchten Stufen. Ich sehe, wie sich ihre Kehle bewegt, als sie schwer schluckt. Dann setzt sie langsam einen Fuß vor den anderen, ihre Waffe fest im Anschlag, während die Lichtstrahlen durch die Dunkelheit schneiden und gespenstische Schatten an die Wände werfen.

Jeder Schritt hallt dumpf durch den schmalen Treppenschacht, als würde das Gebäude unseren Einbruch in sein verborgenes Inneres spüren. Neben mir geht Sebastian, sein Atem ist genauso schwer wie meiner. Wir folgen den Beamten, die mit erhobenen Waffen vorsichtig die Treppenstufen hinabsteigen. Die Dunkelheit ist erdrückend, als würden die Wände auf uns zukommen und uns jeden Moment verschlingen. Ich spüre, wie sich meine Muskeln anspannen, während wir tiefer in das Ungewisse vordringen.

Ein Knacken unter meinen Füßen lässt mich zusammenzucken. Mein Herz rast. Die Spannung liegt wie ein unsichtbares Band um meine Brust, immer enger werdend. Dann erreicht der Einsatzleiter den Fuß der Treppe und betätigt einen Lichtschalter.

Ein flackerndes Licht springt an und taucht den Raum in einen unwirklichen, kranken Schein. Die Treppe endet in einem großen, fensterlosen Raum, dessen Wände aus kahlem, kaltem Beton bestehen. Die Luft ist abgestanden, schwer und riecht nach Desinfektionsmittel und etwas Moderigem, das sich unangenehm in meiner Kehle festsetzt.

In der Mitte des Raumes steht ein großer Edelstahltisch, wie man ihn aus der Pathologie kennt. Sein kühler, glänzender Stahl reflektiert das fahle Licht und wirft geisterhafte Schatten an die Wände. Auf dem Tisch liegen chirurgische Instrumente – Skalpelle, Klemmen, Nadeln – makellos sortiert, als ob jemand sie jederzeit wieder benutzen könnte. Der bloße Anblick schnürt mir den Hals zu.

Von diesem Raum gehen zwei weitere Metalltüren ab, schwer und ohne Fenster. Sie wirken massiv, fast wie in einer Einrichtung, in der Dinge verborgen werden sollen. Ich bekomme eine Gänsehaut am gesamten Körper. Was zur Hölle haben wir hier gefunden?

Ein ersticktes Würgen kommt von Sebastian hinter mir. Ich will den Blick abwenden, doch ich kann nicht. Das hier ist kein Ort für Menschen. Das hier ist eine Werkstatt des Grauens.

Mein linkes Auge beginnt zu zucken: "Mein Gott..." flüstere ich.

"Hier - diese Tür lässt sich öffnen!" Die junge Beamtin stößt sie vorsichtig auf. Das Scharnier knarzt gequält, als sich der Spalt langsam erweitert. Kaum ein Bruchteil des Raumes ist sichtbar, doch sie fährt abrupt zurück, ihre Finger krallen sich um den Türrahmen, als müsste sie sich festhalten. Ihre Atmung geht stoßweise, ihre Augen weiten sich vor Entsetzen. Sie taumelt leicht, als hätte ihr Körper für einen Moment vergessen, wie er sich auf den Beinen halten soll. "Was zur...", haucht sie und presst eine Hand vor den Mund, als würde sie sonst schreien.

Ein beißender Geruch quillt aus dem Dunkel des Raumes, eine Mischung aus feuchtem Beton und etwas Metallischem, etwas Verwesendem. Die Luft scheint dichter zu werden, schwerer, als würde sie jeden von uns in eine unsichtbare Umklammerung zwingen.

"So eine verdammte Scheiße", flüstert sie heiser.

Ich trete an ihre Seite, mein Herz schlägt bis zum Hals. Im flackernden Lichtschein ihrer Taschenlampe wird die Kontur eines kleinen, fensterlosen Raums sichtbar. Vielleicht gerade einmal 2x2m groß. In der hintersten Ecke liegt eine Gestalt, reglos, gefesselt und geknebelt. Die blonden Haare sind verfilzt, das Gesicht fahl. Es ist Patricia Oppendorf.

Mein Körper setzt sich in Bewegung, bevor mein Verstand es realisiert. Ich stürze nach vorne, reiße den Knebel aus ihrem Mund, taste mit zitternden Fingern nach ihrem Puls. Ein schwacher, aber vorhandener Herzschlag pocht gegen meine Haut.

"Wir brauchen sofort einen Notarzt!" rufe ich über meine Schulter. Dann drehe ich mich zu Sebastian um, packe ihn am Arm und sehe ihn eindringlich an. "Bleib bei ihr. Sie darf nicht allein sein, falls sie aufwacht." Sebastian nickt, noch immer bleich vor Schock, und kniet sich neben Patricia, während ich mich wieder umdrehe.

Ich höre, wie der Einsatzleiter sein Funkgerät hebt. Seine Stimme ist rau, aber entschlossen. "Hier Einsatzleitung!" brüllt Roter ins Funkgerät, seine Stimme zittert vor Anspannung. "Schickt die Kavallerie, ALLE Spezialisten, jede verdammte Einheit, die ihr habt! Verdammt, das hier ist größer als wir dachten! Ich will niemanden mehr zögern sehen! SOFORT!" Seine Hand umklammert das Funkgerät so fest, dass seine Knöchel weiß hervortreten. "Scheiße..." murmelt er, während sein Blick erneut auf den grausigen Raum fällt. "Was zur Hölle ist das hier?"

Kurz nach dem Funkspruch des Einsatzleiters lässt ein weiteres Knarren die Anspannung im Raum ins Unermessliche steigen. Roter steht vor der zweiten Tür in diesem Raum des Grauens. Langsam hebt er die Hand, umfasst die rostige Klinke und zieht daran. Die Tür gibt schwerfällig nach, als hätte sie sich seit Jahren nicht bewegt. Ein beißender, süßlich-metallischer Geruch schlägt uns entgegen, kriecht mir in die Lunge und lässt mich würgen.

Der Lichtkegel seiner Taschenlampe dringt in die Dunkelheit. Ich stehe direkt hinter dem Einsatzleiter. In den flackernden Schatten des Kellers blitzen Regale auf, gefüllt mit Reihen von durchsichtigen Behältern. Darin – Reste von menschlichen Gliedmaßen. Skelette. weitere Leichenteile, sauberlich abgepackt. Die Luft ist stickig, beinahe leblos, als hätte dieser Raum selbst das Atmen verlernt. Mir wird so schlecht, dass sich vor mir alles beginnt zu drehen. Ich sehe den Einsatzleiter verstummen, sein Blick eine Mischung aus Abscheu und kalter Wut. Kein Zweifel mehr. Das hier war nie nur ein Versteck – es war ein Schlachthaus.

Ich drehe mich zur Seite und im nächsten Moment entleert sich mein Magen auf den kalten Betonboden.

Dann zerreißt ein Schuss die Stille. Das Funkgerät des Einsatzleiters knistert. Hektisches Rufen überlagert sich im Äther, mehrere Stimmen schreien durcheinander.

"Schüsse! Wir haben Schüsse im oberen Stockwerk!" ruft ein Beamter panisch ins Funkgerät, seine Stimme überschlägt sich fast. Im Hintergrund hört man hastige Schritte und das Dröhnen schwerer Stöße gegen eine Tür.

"Pohlenz ist bewaffnet – er hat eine Axt! Er greift uns an!" brüllt der andere Beamte ins Funkgerät, während im Hintergrund das hektische Knallen von Stiefeln auf dem Boden zu hören ist. "Pohlenz!"

Stehenbleiben!" Ein weiteres Knacken im Funk, dann die angespannte Stimme eines weiteren Beamten: "Letzte Warnung! Lassen Sie die Waffe fallen oder wir eröffnen das Feuer!"

Das Chaos bricht aus den Lautsprechern des Funkgeräts, Stimmen überschlagen sich, während im Hintergrund gedämpftes Knallen und wieder Schritte zu hören sind. Der Einsatzleiter drückt das Gerät fester an seinen Mund, sein Blick eiskalt.

"Was zur Hölle ist da oben los?! Status! SOFORT!"

Ein Moment des Schweigens, dann die Antwort – atemlos, keuchend, mit einem Unterton von Panik:

"Wir haben Pohlenz! Er hatte eine Axt! Wir mussten feu—"

Die Übertragung bricht ab.

Ein weiteres Knacken im Funk. Dann die Worte, die den Raum noch kälter erscheinen lassen:

"Er ist tot. Ich wiederhole – Pohlenz ist tot."

Plötzlich weicht die Anspannung aus meinem Körper, als hätte jemand den Druck einer Schraubzwinge gelöst. Meine Beine zittern, mein Kopf dröhnt. In der Ferne höre ich das Heulen der Sirenen, die sich mit jeder Sekunde nähern. Blaulichter zucken durch die offene Kellertür, ein unheimliches, flackerndes Lichtspiel auf den nackten Betonwänden.

Dann das Poltern schwerer Stiefel auf der Treppe. Drei Sanitäter und ein Arzt stürmen den Keller, ihr Blick scharf, ihre Bewegungen routiniert. Ohne Zögern knien sie sich neben Patricia und beginnen mit der Erstversorgung. Die monotone Stimme des Arztes gibt Anweisungen, während einer der Sanitäter einen Infusionsbeutel aus seiner Tasche zieht. Ich sehe zu, unfähig, mich zu bewegen.

Meine Knie geben nach. Ich sinke zu Boden, mein Körper gehorcht mir nicht mehr. Ein Sanitäter kniet sich neben mich, legt eine Hand auf meinen Arm. "Kommen Sie, wir bringen Sie nach oben."

Seine Stimme klingt gedämpft, als käme sie aus weiter Ferne. Ich lasse mich aufhelfen, meine Glieder fühlen sich an wie aus Blei. Schritt für Schritt werde ich aus dem Keller geführt, das Echo unserer Schritte hallt unheilvoll an den Wänden wider.

Im Eingangsbereich erkenne ich Sebastian, der auf einer Trage sitzt, ein Rettungssanitäter spricht beruhigend auf ihn ein. Mein Kopf dröhnt, mein Atem geht flach. Ich spüre die Decke, die mir jemand um die Schultern legt, doch die Kälte tief in mir lässt sich nicht vertreiben.

Dann sehe ich, wie Patricia vorsichtig auf einer Trage zum Rettungswagen getragen wird. Ihre Haut ist fahl, ihre Glieder schlaff. Eine Stimme ruft durch die Nacht: "Sie wird nach Nauen ins Krankenhaus gebracht!"

Der Rettungswagen setzt sich mit einem dumpfen Rumpeln in Bewegung, während mir ein Sanitäter einen Becher Wasser reicht. Ich nehme ihn mechanisch entgegen, aber ich trinke nicht.

Plötzlich betritt ein Mann in einem weißen Schutzanzug hastig den Eingangsbereich. Er scheint gerade aus dem Keller nach oben gekommen zu sein. Seine Bewegungen sind eilig, fast gehetzt, sein Blick ruht auf den Einsatzkräften, als suche er jemanden Bestimmten. "Wo ist Einsatzleiter Roter?" ruft er mit drängender Stimme.

Roter hebt den Kopf und tritt einen Schritt nach vorn. "Hier. Was gibt es?"

Der Mann im Schutzanzug bleibt kurz stehen, als müsse er seine Worte sorgfältig wählen, dann beugt er sich etwas vor und spricht gedämpft, aber mit einer Schwere in der Stimme, die jedem Anwesenden das Blut

in den Adern gefrieren lässt. "Die Leichenteile unten im Keller... unsere ersten Untersuchungen deuten darauf hin, dass sie mit zahlreichen ungeklärten Vermisstenfällen der letzten vierzehn Jahre in Verbindung stehen. Das hier ist größer, als wir gedacht haben."

Mein Herzschlag setzt für einen Moment aus. "Haben Sie dort unten auch Jana Ulmen gefunden?" Die Worte verlassen meine Lippen, bevor ich darüber nachdenken kann.

Der Einsatzleiter und der Mann im Schutzanzug drehen sich gleichzeitig zu mir um. Ich sehe das leichte Zucken in Roters Kiefer, als er tief durchatmet. "Jana Ulmen?" fragt er vorsichtig.

Ich nicke hastig. "Sie hatte künstliche Fingernägel. Violett und orange."

Ein bedrücktes Schweigen legt sich über den Raum. Roter wirft dem Mann im Schutzanzug einen fragenden Blick zu. Der Forensiker presst die Lippen aufeinander, dann nickt er langsam. "Wir haben menschliche Überreste einer Frau gefunden... Sie ist noch nicht lange tot. An einer Hand fehlten zwei Fingernägel – die an den anderen Fingern waren violett."

Meine Hand beginnt zu zittern. Ein unkontrollierbares, feines Beben, das sich durch meine Finger bis in meine Schultern ausbreitet. Der Plastikbecher mit Wasser, den ich noch immer halte, rutscht mir aus der Hand. Das dumpfe Aufschlagen auf dem Boden klingt viel zu laut, als das Wasser in einer kleinen Lache über den kalten Stein fließt.

Ich schließe die Augen und atme tief durch. Ein, aus. Ein Versuch, mich zu sammeln, die Dunkelheit in meinem Kopf nicht die Oberhand gewinnen zu lassen.

Plötzlich spüre ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich öffne die Augen und sehe Sebastian, der mich ruhig ansieht. "Komm, ich fahre dich nach

Hause," sagt er leise, aber bestimmt. Seine Stimme wirkt gefasst, fast so, als hätte er sich bereits mit dem Geschehenen abgefunden.

Einsatzleiter Roter beobachtet die Szene und tritt einen Schritt näher. Er räuspert sich, seine sonst so harte Miene wirkt einen Moment weicher. "Danke für das, was Sie getan haben. In den nächsten Tagen werden sich meine Leute noch einmal bei Ihnen melden – wegen Ihrer Aussagen."

Ich nicke nur mechanisch. Worte fühlen sich in diesem Moment bedeutungslos an. Sebastian und ich verlassen die Zeebra-Grundschule.

## Kapitel 11: Epilog

Einige Tage sind vergangen. Mein Arbeitgeber hat mir frei gegeben, um mich zu erholen. Doch Erholung fühlt sich anders an. Mein Rücken schmerzt noch immer, ein dumpfer, stetiger Schmerz, der mich daran erinnert, was passiert ist. Ich versuche, ihn zu ignorieren, während ich mit Leyla am Havelland-Kanal entlangspaziere. Die Sonne steht hoch am Himmel, es ist der erste wirklich warme Frühlingstag. Leyla schnüffelt begeistert an jedem Grashalm, als wäre die Welt neu für sie. Ich beneide sie darum.

Während ich langsam weitergehe, schweifen meine Gedanken zurück. Sarah hat zusammen mit Jonathan die alte Dame vom Friedhof abgeholt und sie sicher nach Hause gebracht. Verständlicherweise blieb Jonathan die letzten Tage bei ihr, aber bald wird er wieder im Wochenwechsel bei mir sein. Sebastian hat sich bisher nicht dazu durchringen können, mit Sarah über alles zu sprechen. Aber sie werden einen Weg finden. Irgendwann. So, wie ich versuche, meinen eigenen Weg zu finden. Patricia Oppendorfs Zustand ist stabil. Sie wird jedoch noch einige Tage im Nauener Krankenhaus bleiben müssen. Anweisung der Ärzte.

Ich atme tief durch, genieße die frische Luft. Gerade als ich denke, dass ich diesen Moment der Ruhe verdient habe, höre ich ein leises Knirschen auf dem Kiesweg hinter mir. Ich drehe mich um und sehe ein Mädchen auf einem Fahrrad auf mich zukommen. Sie kann nicht älter als vierzehn sein. Ihr Gesicht ist ernst, fast neugierig. Als sie direkt vor mir anhält, mustert sie mich einen Moment, dann fragt sie:

"Sind Sie Martin Jablonski?"

Ich stutze. "Ja, der bin ich. Woher kennst du meinen Namen?"

Das Mädchen antwortet nicht. Stattdessen streckt sie mir ihre Hand entgegen. Darin hält sie ein Handy. Mein Handy.

Ich spüre, wie mir das Blut in den Adern gefriert. Ohne ein weiteres Wort reicht sie es mir. Ich nehme es langsam entgegen, meine Finger zittern leicht.

"Das soll wohl Ihnen gehören", sagt sie knapp. Ehe ich nachfragen kann, woher sie es hat, tritt sie in die Pedale und ist auf und davon. Ich sehe ihr nach, unfähig, mich zu rühren.

Ungläubig starre ich auf das Telefon in meiner Hand. Es ist tatsächlich meins. Das Handy, das mir abgenommen wurde, bevor ich in die verdammte Kiste auf dem Friedhof gesperrt wurde.

Plötzlich beginnt es zu vibrieren. Mein Herz schlägt schneller. Eine neue Nachricht.

Langsam, mit einem mulmigen Gefühl, wische ich über das Display und öffne sie.

Der Absender lässt mich erstarren.

**Clara Anders.**

Die untergetauchte Rektorin.

Ich lese die Nachricht, und es fühlt sich an, als würde mir der Boden unter den Füßen weggezogen:

*Herr Jablonski, Sie haben einiges in Bewegung gesetzt. Das Rad der Zeit dreht sich weiter, und es wird nicht mehr aufzuhalten sein. Ich bedaure zutiefst, dass Dieter Pohlenz nicht mehr an meiner Seite ist – er war so... zuverlässig. Aber Sie wissen ja, wie es ist: Wo eine Lücke entsteht, findet sich bald ein Ersatz. Und glauben Sie mir, Herr Jablonski, ich wähle meine Partner mit Bedacht.*

Mein Atem stockt, als ich die letzten Worte lese:

*Wir sehen uns wieder, Herr Jablonski. Ganz sicher.*